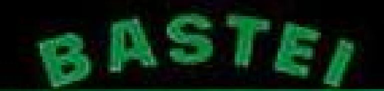
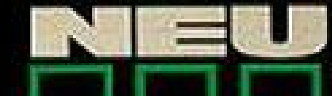
1,70 DM / Band 435
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Hexentor

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Das Hexentor

John Sinclair Nr. 435

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 04.11.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Hexentor

Ein gellender Schrei hallte durch die Nacht!

Sheila war sofort wach. »Das war Jane!« flüsterte sie.

Bill nickte. »Und ob.« Er schwang seine Beine aus dem Bett. Als erster erreichte er die Tür und zog sie auf. Ein Schatten huschte auf ihn zu. Bill Conolly hörte das drohende Knurren, er war beruhigt. Der Schatten war Nadine, die Wölfin, die ebenfalls aus dem Schlaf gerissen worden war.

Aus dem Zimmer des kleinen Johnny drang ein fragendes Rufen.

»Ich kümmere mich um das Kind«, sagte Sheila.

»Okay.« Bill wandte sich dem Gästezimmer zu, aus dem der Schrei gedrungen war.

Nadine blieb an seiner Seite. Sie knurrte noch immer. Diesmal aber wesentlich leiser.

Vor der Tür blieb der Reporter für einen Moment stehen. Sein Atem beruhigte sich nur langsam. Er hatte sich zutiefst erschreckt, als ihn der Schrei aus dem Schlaf riß.

Er klopfte.

Wieder hörte er den Schrei. Diesmal nicht so laut, dafür wimmernder.

Die Frau, die ihn ausgestoßen hatte, mußte unter starken Schmerzen oder Qualen leiden, und Bill öffnete.

Nadine huschte noch vor ihm in den Raum, blieb aber dicht hinter der Schwelle stehen, so daß sie Bill nicht den Weg zum Bett versperrte, wo Jane lag.

Er trat vorsichtig näher.

Scharfe und gequält klingende Atemzüge füllten den Raum. Dazwischen vernahm Bill das leise Jammern. Die ehemalige Hexe schien unter einem gewaltigen Druck zu stehen. Möglicherweise hatte sie einen Alptraum gehabt, der schlimm gewesen sein mußte.

»Jane?« Bill hauchte den Namen nur. Er wollte die Liegende nicht erschrecken.

Sie reagierte nicht. Apathisch lag sie da, schweratmend und leise jammernd.

Neben dem Bett blieb der Reporter stehen. Er beugte sich zu seinem Gast hinab. »Jane!« flüsterte er. »Jane, hörst du mich?«

»Ja.«

Bill war beruhigt. Er hatte bewußt das Licht nicht eingeschaltet. Durch die offene Tür fiel noch der Schein der Flurbeleuchtung, und er reichte aus, um das Gesicht der Liegenden erkennen zu können. Es war von einem feuchten Film bedeckt. Sie stand unter Druck, schwitzte stark, ihre Augen waren weit geöffnet, die Lippen zitterten.

Wie all ihre Freunde wußte auch Bill Conolly, daß die ehemalige Hexe unter einem starken Druck stand. Der Teufel und seine Vasallen hatten ihren angeblichen Verrat nicht vergessen, wollten sich dafür rächen und ersannen sich immer neuer Methoden, um Jane den Garaus zu machen.

Zuletzt hatte die andere Seite sogar einen Urzeit-Dämon einbezogen, aber Magico war vernichtet worden.

Bill beobachtete die Liegende. »Geht es wieder besser?« fragte er nach einer Weile.

»Ja.«

»Gut.« Er setzte sich neben sie auf die Bettkante und berührte ihre Hand, die sich kalt anfühlte. »Kannst du mir erzählen, was passiert ist?«

»Es ist schlimm gewesen!« hauchte sie.

»Was war es denn?«

Jane wollte reden, wurde aber gestört, denn Sheila betrat den Kaum. Bill sah, daß sich die Hand dem Lichtschalter näherte. »Laß es ruhig dunkel, Sheila.«

»Wie du willst.«

Auch sie kam zum Bett. Bill stand auf, so daß sich seine Frau setzen konnte. Sie lächelte Jane an. »Es ist alles wieder in Ordnung, nicht wahr?«

»Vielleicht.«

Bill schaute zu Nadine. Sie hatte sich wieder gedreht und ging zur Tür.

Ihr Platz war die Nacht über im Zimmer des Jungen. Dort würde sie sich wieder hinlegen.

Sheila und Bill aber blieben bei Jane. »Kann ich einen Schluck Wasser haben?« fragte sie. Ihre Augen leuchteten im ungewissen Licht wie blasse Perlen.

»Selbstverständlich.« Bill verließ den Raum und holte das Gewünschte.

»Ich bin froh, bei euch zu sein«, hauchte die ehemalige Hexe. »Woanders wäre es schlimmer gewesen.«

»Du hast einen Alptraum gehabt, nicht?«

»So etwa.«

Bill kam zurück. Er reichte Jane das Glas. Sheila unterstützte sie, denn Janes Finger zitterten zu sehr. Sie trank in langsamen Schlucken und leerte es bis zum Grund. Dann ließ sie die Arme sinken, ohne das Glas aus den Händen zu nehmen. Sie stellte es auf die Bettdecke und schüttelte den Kopf. »Es ist unwahrscheinlich«, flüsterte sie. »Manchmal gibt es Momente, wo man nicht weiß, ob man die Dinge träumt oder sie selbst erlebt. Versteht ihr?«

»Natürlich.«

»So ist es mir auch ergangen. Es kam über mich wie ein Gewitter, denn ich habe es gesehen.«

»Was hast du gesehen?« erkundigte sich Bill.

Er bekam nicht sofort die korrekte Antwort. Jane redete mehr indirekt.

»Es ist einfach furchtbar, wenn man davon reden soll. Ich weiß, daß es die Dinge gibt, das weiß ich genau und wenn es offen steht, kommt es zum Chaos.«

»Das haben wir bei Magico auch gesagt«, erklärte Bill, der sich informiert zeigte.

»Magico ist anders.« Jane widersprach.
»Und was hast du gesehen?« fragte Bill.
»Etwas Furchtbares, etwas Grauenvolles, das Menschen nicht begreifen können. Man muß schon selbst eine Hexe sein oder gewesen sein, um so etwas zu erkennen.«
Bill und seine Frau schauten sich gegenseitig an. Beide hoben die Schultern, denn sie wußten nicht, was Jane damit meinte. »Willst du uns nicht endlich einweihen?« fragte Sheila.
»Ich… ich bereite euch nur Ungelegenheiten, aber ich kann ja auch nichts dafür.«
»Wofür?«
»Es… es ist etwas anderes. Ich habe genau gesehen, daß es aufgestoßen wurde. Ich spürte seine furchtbare Magie, seinen Schrecken, seine Kälte und sein Grauen.«
»Entschuldige Jane«, sagte Sheila, »aber wir wissen noch immer nicht, von wem oder was du sprichst.«
»Vom Hexentor!«

***

Ich schaute auf die Uhr, ohne die Beine von meinem Schreibtisch zu nehmen.
Suko, der mir gegenübersaß und soeben mit seiner Partnerin Shao telefoniert hatte, bemäkelte meine Geste. »Du weißt doch, dem Glücklichen schlägt keine Stunde. In drei Minuten habe ich endlich mal pünktlich Feierabend.«
»Toll und dann?«
»Ist das denn nichts? Endlich mal Feierabend machen, dazu noch pünktlich.«
»Das stimmt. Mir aber scheint, daß du noch etwas vorhast, wenn du so auf das Ende der Dienstzeit gierst.«
»Ja, ich mache einen Besuch.«
»Wo?«
»Neugierig bist du gar nicht, aber ich will es dir sagen. Bei den Conollys.«
»Und dort ist auch Jane Collins.«
»Richtig.«
»Geht es um sie?«
»Ja. Bill rief mich an und bat um den Besuch. Jane scheint Schwierigkeiten zu haben.«
»Mit wem?« fragte Suko.
»Wahrscheinlich mit sich selbst am meisten.«
»Kannst du das erklären?«
Ich schüttelte den Kopf. »Kaum. Bill sprach nur davon, daß Jane so etwas wie Alpträume gehabt haben soll. Was an der Sache stimmt,

kann ich nicht sagen. Ich werde selbst nachforschen.«
»Magico?«
»Kann sein.«
»Aber die Geier stecken sicherlich nicht dahinter.« Suko spielte mit dieser Bemerkung auf unseren letzten Fall an, den wir erst am gestrigen Tag gelöst hatten.
»Nein, das wohl nicht.«
Mein Partner lehnte sich zurück und verschränkte die Arme im Nacken.
»Ich jedenfalls habe Shao versprochen, den Abend zu Hause zu verbringen. Stollte etwas sein, kannst du mich anrufen.«
Lässig schwang ich die Beine vom Schreibtisch. »Darauf kannst du dich verlassen.«
Glenda streckte ihren Kopf ins Büro. »Dann macht's mal gut, ihr beiden«, rief sie leutselig.
»So guter Laune?« fragte ich.
»Ja, ich gehe ins Kino.«
»Wie heißt denn der Film?«
»Out of Africa.«
Ich winkte ab. »Das ist nichts für mich.«
»Kann ich mir vorstellen, John. Die Probleme des weiblichen Geschlechts interessieren dich ja nicht so.«
»Da hast du dein Fett«, sagte Suko, als Glenda verschwunden war.
»Sie benimmt sich in der letzten Zeit anders.«
»Ist das ein Wunder? Schließlich hält sich Jane wieder in London auf.«
»Ich habe Glenda doch gesagt, daß es zwischen Jane und mir nicht mehr so sein wird wie früher.«
Suko lachte. »Bis eine Frau das glaubt, vergehen Jahre. Auch wenn sich die Langhaarigen noch so modern, selbstbewußt und emanzipiert geben. So etwas wirst du nie ausrotten können.«
Ich hob die Schultern. »Möglicherweise hast du recht, und ich bin ein Phantast.« Ich griff zum Mantel. Draußen regnete es mal wieder. Ich wartete auf den Frühling. Der fiel in diesem Jahr wohl aus.
Wahrscheinlich ging der Winter direkt in den Sommer über.
»Dann schönen Abend noch«, sagte ich zu Suko.
»Gleichfalls.« Seine Antwort klang ein wenig gequetscht, so daß ich aufmerksam wurde.
»Hast du etwas?«
»Ich überlege, ob man dich allein fahren lassen kann. Willst du Experimente mit Jane anstellen?«
»Wie meinst du das?«
Suko stand auf. »Tu nicht so scheinheilig, John. Du weißt selbst, daß sie versucht, einen Teil ihrer alten Hexenkräfte zurückzubekommen.«

»Da gebe ich dir recht.«

»Sei nur vorsichtig, Alter. Mit diesen Dingen spielt man nicht. Und wenn, dann ist es ein Spiel mit dem Feuer, wie du dir vorstellen kannst. Jane Collins ist wie ein Schrank mit vielen Schubladen. Je mehr du davon aufziehst, um so größer werden die Überraschungen. Ich kann mir vorstellen, daß sie uns noch manches Rätsel aufgeben wird. Und das nicht nur in ihrer Eigenschaft als Frau.«

»Sie will sich gegen die Schwarze Magie stemmen. Ist das ein Fehler?«

»Niemals. Nur schlafen die anderen auch nicht. Es könnte sein, daß sie Jane noch an der ganz langen Leine führen. Das meine ich damit, John.«

»Ich werde schon achtgeben.«

Damit verließ ich das Büro. Glenda war schon weg. Auf dem Weg nach unten, für den ich mir Zeit nahm, sprach ich noch mit einigen Kollegen, die von meinem letzten Fall gehört hatten, dessen Finale sich abspielte, als für die Queen eine Geburtstagsmesse gelesen wurde. Wir hatten direkt neben der Kirche gegen die Dämonengeier gekämpft.

Jemand fragte mich, ob ich einen Orden bekäme. »Nein, danke, verzichte.«

»Dann hättest du auch einen in die Kolonne schmeißen müssen, Sinclair.«

Wir flachsten nur hin und her, bis ich in meinen Dienstwagen stieg. Ein eigenes Auto besaß ich noch immer nicht. Es war einfach nicht das Geld da, mir einen neuen oder auch gebrauchten Bentley zu kaufen, aber ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Der Rover tat auch seine Pflicht. Am besten wäre ja ein Fahrrad gewesen, weil der Verkehr wieder so dicht war, daß man ein Auto vergessen konnte.

Ich hatte den Conollys zum Glück keine Zeit gesagt, hoffte aber, daß Sheila etwas zu essen machen würde, denn ich spürte bereits das Knurren des Magens.

Da im Augenblick kein anderer dringender Fall anlag, schien es mir ratsam zu sein, mich um Jane Collins und deren Probleme zu kümmern.

Es hatte sich als Tatsache erwiesen, daß ihre Hexenkräfte noch nicht völlig verschwunden waren, und darauf wollte ich aufbauen. Vielleicht konnte sie Spuren finden und über einen Zauber mir den Weg zu Asmodis und seinen Dienern ebnen.

Ich ging davon aus, daß die Hexen auch nach wie vor noch eine große Macht darstellten. Es gab sie, das war eine Tatsache, an der niemand rütteln konnte.

Zudem hatten sie sich organisiert.

Sie trafen sich in Hexenzirkeln, in Hexenkreisen, in großen und kleinen Gruppen. Manche beteten den Teufel an, andere wiederum sprachen von der großen Mutter, der sie viele Namen gaben, die ich aber unter dem Begriff Lilith kennengelernt hatte. Sie war an sich für die Hexen die treibende Kraft, und dies schon seit langen Zeiten, auch als die Templer-Bünde des Mittelalters noch existierten. Die Hexen waren damals, das wußte ich auch, von einer bestimmten Gruppe der Templer mit in ihre Magie einbezogen worden.

Bei dieser Gruppe traf ich dann wieder auf einen anderen Namen. Baphometh, einen Abkömmling des Teufels. Er hatte die Templer damals angeführt und sie in die Sphären des Schreckens hineingejagt, wo sie ihrer Magie frönen konnten.

Von Baphometh war es nicht weit bis zu Vincent van Akkeren, der sich als legitimer Nachfolger dieser magischen Person ansah und auch starkes Interesse an Jane Collins gezeigt hatte.

So also schloß sich der Kreis.

Dabei hätte ich auch woanders hinfahren und meine Freunde unterstützen können. Macigo war es tatsächlich gelungen, einen Teil der flamingstones zu vernichten. Das hatte bisher noch kein Dämon geschafft, aber Magico kannte Tricks und Wege, um dies zu ermöglichen. Er war damit in ein weißmagisches Refugium aus atlantischer Zeit eingedrungen, in das sich Kara, Myxin und der Eiserne Engel zurückgezogen hatten.

Die Probleme wurden nicht kleiner.

Sie konzentrierten sich zum Glück mehr, so daß wir nicht nach allen Seiten hin kämpfen mußten, wie es schon vorgekommen war, als die Großen Alten noch allesamt existierten.

Nachdem ich das graue Wasserband der Themse überquert hatte, flachte der Verkehr ab. Ich konnte schneller fahren, mein Hunger hatte sich zudem gesteigert, ich freute mich auf meine Freunde und auch auf das Essen.

Die Conollys wohnten im Londoner Süden. Sie hatten dort ihren Bungalow auf einem kleinen, künstlich angeschütteten Hügel gebaut, ihn magisch abgesichert, denn wer zu meinem Freundeskreis gehörte, lebte stets in einer gewissen Gefahr.

Die Gegend war ruhig, die Straßen schmal, von Bäumen flankiert, und ich entspannte mich schon hinter dem Lenkrad, als ich die mir bekannte Ecke erreichte.

Für mich wäre der Wohnsitz nichts gewesen. Ich mußte im Zentrum leben, aber den Conollys machte es nichts aus. Sie fühlten sich hier wohl.

Es dauerte nur mehr Minuten, bis ich das Grundstück erreichte. Das Glotzauge einer Kamera erfaßte jeden Besucher. Auch mein Wagen wurde in dem Haus auf dem Monitor gezeigt.

Es rollte auch zur Seite, so daß ich durch den langgestreckten Vorgarten fahren konnte, der schon einen parkähnlichen Charakter bekommen hatte, was die Bepflanzung anging.

Vor der großen Doppelgarage stellte ich den Wagen ab, und als ich ausstieg, stand Bill schon in der offenen Tür. Gegen den Regen schützte ihn ein Vordach.

»John, ich dachte schon, du wolltest nicht kommen.«

Ich winkte ab. »Kennst du den Londoner Verkehr?«

»Leider.«

Wir begrüßten uns. Bill bat mich ins Haus. Natürlich hatte Nadine meine Stimme vernommen. Sie raste herbei, sprang an mir hoch, ich ging in die Knie, und es kam wieder zu einer so starken Begrüßungsszene, als hallen wir uns jahrelang nicht gesehen.

In der Wölfin steckte die Seele eines Menschen. Das war auch an ihren Augen zu sehen, die einen ebenfalls menschlichen Ausdruck zeigten.

Wenn ich die Wölfin anschaute, schnitt mir ihr Anblick jedesmal tief ins Herz. Ihr Schicksal war schlimm, aber die Hoffnung, sie wieder zu einem Menschen machen zu können, war gering.

Trotzdem hatte ich sie nicht aufgegeben.

»Nimmst du einen Schluck?« fragte Bill, der in Richtung Wohnraum schlenderte. Er trug eine grüne Cordhose und einen leichten Pullover.

»Whisky.«

»Hatte ich mir gedacht.«

»Sonst noch etwas?«

»Ich habe einen wahnsinnigen Hunger.«

Bill lachte. »Das glaube ich dir. Da mußt du noch etwas warten.«

Ich war meinem Freund gefolgt. »Wie lange?«

»Weiß ich nicht genau. Sheila ist in der Küche. Sie will was Italienisches vorbereiten.« Er schlug mir auf die Schulter. »Aber das bißchen, was wir essen, können wir auch trinken. Oder?«

»Ja, im Prinzip hast du recht.«

Wir waren an der kleinen Bar stehengeblieben. Das heißt, Bill hatte einen fahrbaren Wagen als Bar aufgebaut. Er war sehr breit, in Weiß gehalten und besaß vier Räder.

Ich trank den Whisky ohne Eis, Bill ebenfalls. Unsere Gläser stießen gegeneinander, als wir uns zuprosteten.

Der erste Schluck war der beste. Ich drehte mich um und schaute durch das breite Fenster in den Garten, der überhaupt nicht nach Frühling aussah und mich eher an einen im November erinnerte.

»Was ist mit Jane?« fragte ich.

Bill blieb dicht hinter mir stehen. »Ich habe gewußt, daß du dies fragen würdest.«

»Ist das so schlimm?«

»Nein, sie hat sich hingelegt.«
»Ist sie krank?«
Der Reporter schüttelte den Kopf. »Das nicht, aber sie fühlt sich nicht gut, weil sie von Kopfschmerzen geplagt wurde. Das ist alles.«
»Ach so.«
»Und Magico?« fragte Bill.
»Ist vergessen.«
»Aber für Jane nicht.«
»Wie meinst du das?«
Bill hob die Schultern. »Ich habe das Gefühl, daß sein Erscheinen bei ihr zumindest eine Stufe der Nachdenklichkeit geschaffen hat. Sie denkt über ihr Vorleben nach und versucht, sich an gewisse Dinge zu erinnern, um alte Kräfte zu mobilisieren, die sie gegen ihre ehemaligen Freunde einsetzen kann. Himmel, war das schwierig.«
»Werde mal konkret, Alter.«
»Das Hexentor.«
Ich drehte das Glas zwischen meinen Fingern. »Ja, davon hast du mir am Telefon erzählt. Weißt du inzwischen mehr?«
»Nein, Jane hat nicht mehr davon gesprochen. Oder wenigstens keine Einzelheiten genannt.«
»Vielleicht weiß sie auch keine.«
»Möglich. Wenn sie etwas sagte, sprach sie von einer schrecklichen Gefahr. Das Hexentor muß schlimm sein, und es ist geöffnet worden. Möglicherweise kann man es als einen Zugang in eine andere Welt bezeichnen. Ein Dämonentor oder so ähnlich.«
»Ja«, sagte ich, »das sollte man nicht außer acht lassen. Trotzdem möchte ich mit Jane reden. Ich kann ja mal schauen, ob sie schon erwacht ist, falls sie überhaupt geschlafen hat.«
Bill grinste. »Du bist ein Quälgeist.«
»Halb so schlimm. Ich will nur eben Ergebnisse sehen, das ist es. Du hast sie im Gästezimmer…«
Ein gellender Schrei unterbrach mich. Bill wurde bleich, ich verlor ebenfalls Farbe, stellte das Glas ab und wußte sofort, daß der Schrei nicht aus einem Gästezimmer gedrungen war, sondern in der Küche geboren sein mußte.
Dort befand sich Sheila.
Ich hatte die Küche als erster erreicht und blieb auf der Türschwelle stehen.
Sheila Conolly stand etwa in der Mitte des quadratischen Raumes, hatte die Arme vom Körper weggedreht und rührte sich um keinen Millimeter.
Das hatte seinen Grund.
Sie war über und über mit Blut bespritzt!

***

Zum Glück schrie sie nicht mehr. Aus ihrem Mund drangen nur leise, abgehackt klingende und keuchende Laute. Selbst in den Haaren klebte das Blut, zudem hatte es sich wie rote Tintenflecke auf ihrem Gesicht verteilt, war in die Kleidung eingesickert, die feucht und klamm an ihrem Körper klebte, und rann auch in dünnen Streifen an den Händen entlang.

Bill und ich standen ebenfalls unbeweglich. Johnny rief nach seiner Mutter. Es war Johnny, mein Patenkind, das sein Zimmer verlassen hatte, weil es aufgeschreckt worden war.

»Kümmere du dich um den Jungen!« fuhr ich Bill an. Ich wollte nicht, daß Johnny seine Mutter so sah.

Bill verschwand. Ich hörte ihn noch mit Johnny reden, der sich kaum beruhigen konnte.

Ich aber ging auf Sheila zu. »Ruhig, Mädchen«, sagte ich. »Bitte, sei jetzt ruhig.«

Ich erwartete keine Antwort, bekam auch keine und schaute an ihr vorbei, denn das Geräusch des fließenden Wassers hatte mich aufmerksam werden lassen.

Der Kran an der Spüle war aufgedreht worden. Die Flüssigkeit spritzte in die halbrunde Schüssel, aber es war kein Wasser, sondern Blut.

Die unmittelbare Nähe der Spüle sah schrecklich aus. Überall sah ich das Blut. Es war in die Höhe gespritzt, gegen die Schränke, die Türen, und es klebte dort als zahlreiche kleine Punkte, von denen dünne Streifen nach unten liefen.

Ich drehte den Kran ab. Für einen Moment schloß ich die Augen, wandte mich wieder um und sah, daß Sheila leicht schwankte. Sofort griff ich zu und stützte sie ab. Dann zog ich sie auf einen Stuhl zu, wo sie sich niedersetzen konnte.

Sie hockte dort und weinte. Der Kopf war nach vorn gesunken, die verschmierten Hände schlug sie gegen das Gesicht, und auch auf meinen Handflächen klebte Blut.

Bill kam zurück. Er war noch blasser geworden. »Ich habe Johnny in sein Zimmer gebracht und beruhigen können.« Dann lief er auf seine Frau zu, kniete vor ihr nieder und umfaßte ihre Schultern mit beiden Händen. »Mein Gott«, flüsterte er, »was ist geschehen? Wieso bist du so mit Blut bespritzt?«

Sie hob die Schultern und konnte nicht reden.

Das übernahm ich. »Bill, das Blut schoß aus dem Wasserkran der Spüle.«

Er hörte erst nicht zu, so daß ich meine Antwort wiederholen mußte. Dann drehte er den Kopf. »Aus dem Kran?«

»Ja.«

»Wieso?«

Ich hob die Schultern. »Frag mich etwas Leichteres, aber es ist nun mal eine Tatsache.«

Bill wandte sich an seine Frau. »Sheila, hast du eine Erklärung dafür.«

Sie schüttelte den Kopf. Einige Tropfen lösten sich und trafen auch den Reporter. »Ich drehte den Kran auf, da… da kam es plötzlich. Es schoß hervor.« Sie atmete tief ein. »Bill, ich möchte jetzt gehen und mich duschen.«

»Okay, ich begleite dich.«

Die beiden verschwanden, während ich in der Küche zurückblieb, ein noch sauberes Handtuch fand und mir an ihm die Hände abtrocknete.

Anscheinend war ich genau zum richtigen Zeitpunkt erschienen. Die Magie hatte das Haus der Conollys überfallen.

Wer trug daran die Schuld?

Man brauchte nicht lange nachzudenken, um auf Jane Collins zu kommen, obwohl ich auch dachte, daß diese Lösung zu einfach war. Okay, Jane konnte der auslösende Faktor gewesen sein, aber meiner Ansicht nach steckte mehr hinter diesem Vorgang.

Bill kam zurück und nickte mir zu. »Die Dusche funktionierte normal«, sagte er, »kein Blut.«

Ich stieß den Rauch meiner Zigarette durch die Nasenlöcher aus. »Das habe ich mir fast gedacht.«

»Warum aber fließt gerade hier das Blut?«

»Vielleicht weil Sheila hier stand.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wie dem auch sei, Bill, wir müssen uns damit abfinden.«

Mein Freund nickte. »Wie ich dich kenne, John, hast du auch über einen möglichen Grund nachgedacht.«

»Klar. Jane Collins.«

»Es hieß, daß ihre Kräfte so eingesetzt worden sind, daß sie sich gegen uns richten.«

»Kann sein.« Ich drückte die Zigarette aus. »Aber ich möchte gern selbst mir ihr sprechen.«

»Sie schläft nicht mehr.«

»Warst du bei ihr?«

»Ja, als ich Sheila in der Dusche zurückließ, schaute ich noch bei Jane vorbei.«

»Okay, dann gehe ich jetzt zu ihr. Du kannst dich ja um Sheila kümmern. Möglicherweise befindet auch sie sich in Gefahr. Man muß mit allem rechnen.«

Das sah Bill Conolly ein. Ich kannte mich in seinem Haus aus und wußte auch, wo die Gästezimmer lagen. Bevor ich zu Jane hineinging, klopfte ich an der Tür.

Sie gab mir keine Antwort, deshalb stieß ich die Tür auf und betrat

das Zimmer.

Es war abgedunkelt worden. Ein Rollo hing vor der Scheibe. Jane lag auf dem Rücken. Ihre Hände fuhren auf einer Decke hin und her. Sie war vollständig angezogen. Die dunkelrote Hose mit dem gelben Karomuster paßte auch farblich zu dem ebenfalls gelben Pullover.

Ich holte mir einen Stuhl und stellte ihn neben das Bett. Jane starrte noch immer gegen die Decke, aber sie hatte mich bereits wahrgenommen, denn sie fragte: »Bist du endlich gekommen, John?«

»Ja.«

»Es hat lange gedauert.«

»Tut mir leid, aber mir kam etwas dazwischen.«

Sie lächelte. »Das ist wie früher, John, wie früher. Da konnten wir auch nie Termine einhalten.«

»Es hat sich eben wenig geändert.« Ich legte meine Hand auf die ihre, spürte das Zittern und die Kälte der Haut. Jane beruhigte sich ein wenig.

»Hat dir Bill schon etwas erzählt?«

»Was meinst du?«

»Das Hexentor, John.«

»Ja, er sprach davon.«

Sie nickte heftig im Liegen. »Es ist da. Es wurde aufgestoßen, ich habe das mitbekommen. Es waren Wellen des Bösen, die gegen mich schlugen und mich überschwemmten. John, ich spüre die Angst und die Anfänge des Terrors. Das Tor…«

»Wo befindet es sich?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Irgendwo. Aber wenn es aufgestoßen wird, ist alles anders. Da kann es Dinge manipulieren, da wird das Grauen freigesetzt.«

»Hat es mit dem Teufel zu tun?«

»Nicht unbedingt. Das Hexentor ist bekannt. Den Hexen verheißt es einen sicheren Weg.«

»Zu wem?«

»Nicht zum Teufel, John. Zu Lilith. Sie ist die Hüterin des Hexentores. Die Große Mutter, wie sie von ihren Dienerinnen genannt wird. Verstehst du? Das ist Lilith, der das Tor gehört. Ich kann es auch nicht genau erklären, aber für mich ist es furchtbar. Ich bin darüber informiert und kann nichts dagegen tun.«

»Also nicht schließen?«

»Nein.«

»Und was passiert konkret, wenn das Tor offen ist?«

»Dann entläßt Lilith das Grauen, aber es kann auch umgekehrt reagieren. Wenn Lilith will, zieht sie die Menschen, die sie braucht, in ihre Welt. Deshalb muß es geschlossen werden. Noch ist es nur einen Spaltbreit geöffnet, aber es wird weiter aufgezogen.«

»Was können wir tun?«
»Vielleicht nichts.«
»Doch, du müßtest mir sagen, wo ich dieses Hexentor finden kann. Dann gehe ich hin und versuche es zu schließen. Das meine ich ernst, Jane.«
»Ja, ich glaube dir, aber wer von uns weiß schon, wo man es suchen muß?«
»Du also nicht?«
»Nein.«
»Könnte es denn jemand wissen?«
Jane überlegte sich die Antwort genau. »Das ist sehr schwer, John. Lilith kontrolliert das Tor, davon müssen wir ausgehen. Möglicherweise wird sie Vertraute haben, die aber kenne ich nicht.«
»Kann man das Tor einfach so aufstoßen?« fragte ich.
»Nein, da müssen schon bestimmte Dinge zusammenkommen, und es muß eine Initialzündung gegeben haben.«
»Die wahrscheinlich schon gewesen war«, fügte ich hinzu.
»Ja.«
»Wer oder was?«
»Magico?«
Ich runzelte die Stirn. »Glaubst du das wirklich, Jane?«
»Eine andere Möglichkeit kann ich mir nicht vorstellen. Denk mal nach, was Magicos Kommen alles in die Wege geleitet hat? Es ist ihm sogar gelungen, die Steine zu zerstören. Wer hätte je damit gerechnet? Ich nicht, John, und du?«
»Ich auch nicht.«
»Das siehst du es. Auch wenn wir Magico vernichtet haben. Seine Ausstrahlung kann es geschafft haben, das Hexentor zu öffnen, und ich habe es gespürt.«
Ich schaute Jane nachdenklich an und bewegte nickend den Kopf. »Ja, du hast es gespürt«, sagte ich nach einer Weile. »Und das läßt natürlich einige Schlüsse zu.«
»Welche?«
»Daß du noch immer Kontakt zu deinem, sagen wir, anderen Leben hast. Wodurch auch immer.«
»Ich denke auch so.«
Mein Zeigefinger deutete auf Janes Gesicht. »Du weißt es mittlerweile, oder?«
»Sicher. Ich habe es sogar unter Beweis stellen können, als ich die Fesseln löste, die van Akkeren um mich gespannt hatte.«
»Wie stehst du dazu?«
Jane verzog das Gesicht. »Ich bin mir nicht sicher, aber ich sollte es positiv sehen. Ich habe dir doch schon gesagt, wenn ich tatsächlich einen Teil meiner anderen Kräfte mit in dieses normale Leben mit

hinüberbringen könnte, will ich dafür sorgen, daß ich diese in eurem Sinne einsetze und euch unterstütze.«

»Was beim Hexentor schiefging.«

»Das ist etwas anderes.«

»Auch das Blut, mit dem Sheila bespritzt wurde, als sie so geschrien hat?«

Jane schaute mich erstaunt an. Dann richtete sie sich auf und blieb sitzen. »Was sagst du da? Sheila soll mit Blut bespritzt worden sein?«

»So ist es.«

»Wie denn?« rief sie laut.

Ich berichtete ihr von dem, was in der Küche vorgefallen war. Jane hörte zu, schüttelte den Kopf und hauchte: »Das ist ja schrecklich. Das… das habe ich einfach nicht gewollt.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.«

Sie wischte Haarsträhnen zurück. »Dann bin ich es möglicherweise in Schuld, daß so etwas passiert ist. Wäre ich nicht hier gewesen…«

»Nein, nein, sieh das mal anders. Du hast uns vor dem Hexentor gewarnt. Es ist gut, daß wir Bescheid wissen.«

Sie ließ sich nicht davon abbringen. »Ich kann es mir denken, John. Diese grauenhaften Vorgänge sind nicht anders zu erklären. Das Hexentor wurde geöffnet. Eine dahinterliegende fremde Magie konnte sich vortasten und hat mich erreicht. Mich, John. Mich, die ehemalige Hexe, begreifst du das?«

»Natürlich.«

»Ich kann hier nicht bleiben.« Ihr Arm schnellte vor. Sie umfaßte meine Schulter. »Nein, John, das darf ich den Conollys nicht zumuten. Es wird zu einem namenlosen Schrecken kommen…«

»Beruhige dich erst einmal«, sagte ich. »Wir dürfen nichts überstürzen. Ich sehe es positiv.«

»Wieso das?«

»Durch dich haben wir doch erst von dem Hexentor erfahren. War es tatsächlich so schlimm, wie du den Conollys erzählt hast?«

Sie nickte heftig. »Ja, noch schlimmer, wie ich meine. Es war einfach grauenvoll. Mitten in der Nacht glaubte ich, in Flammen zu stehen. So schrecklich traf mich die Magie der Lilith. Ich wehrte mich, ich wollte diesen Kreis durchbrechen, es ging nicht. Diese andere Kraft war stärker, viel stärker. Sie zermürbte mich, sie… sie…«

»Schon gut. Wir wissen jetzt Bescheid und können uns danach richten. Nur möchte ich gern von dir wissen, falls du in der Lage bist, es mir zu sagen, was noch geschehen könnte.«

»Das weiß ich nicht.« Die Antwort klang spontan.

»Wir können uns also auf das Schlimmste gefaßt machen - oder?«

»So ähnlich, John.«

Ich stand auf. »Na ja, ich würde mich freuen, wenn ich meine alte

Freundin Lilith mal wiedersehe. Schließlich habe ich nicht vergessen, was sie meinem Kreuz angetan hat. Sie manipulierte es, und das muß ich rückgängig machen.«

»Wenn sie nicht will, schaffst du es nicht.«

»Abwarten.« Ich reichte Jane die Hand, die sie auch ergriff, und zog sie hoch.

»Was werden die beiden wohl sagen?« fragte sie flüsternd.

»Ich glaube nicht, daß man dir einen Vorwurf machen kann, Jane. Zudem haben die Conollys gewußt, auf was sie sich einließen, als man dir ein Zimmer anbot.«

»Da habe ich auch noch nicht an das Hexentor gedacht.«

Ich hob die Schultern. »Es wäre so oder so geöffnet worden. Sieh es als positiv an. Hättest du dich in irgendeinem Zimmer verkrochen gehabt, wäre es dir bestimmt schlechter ergangen.«

Sie drückte sich an mich. »John, du verstehst es wirklich, einem Menschen Mut zu machen.«

»Ein wenig Optimismus braucht man ja.«

Wir hatten das Zimmer verlassen und trafen Johnny sowie die Wölfin Nadine.

Der Junge begrüßte mich mit großer Herzlichkeit. Mir fiel ein, daß ich ihm etwas mitgebracht hatte, faßte in die Tasche und bekam große Augen, als ich die weiche Masse zwischen meinen Fingern spürte.

Das war einmal ein Schokoladenauto gewesen.

»Hast du eine Beule reingefahren?« fragte der Junge.

»Sogar mehrere.«

»Macht nichts, Onkel John, ich stelle es in den Kühlschrank. Ich nehme den im Keller, in der Küche wischen Mummy und Dad.«

Er verschwand, Nadine ging mit. Sie achtete auf den Jungen wie ein vierbeiniger Schutzengel.

Jane Collins fühlte sich unwohl, als wir an der Küchentür stehenblieben.

Vor allen Dingen hatte Bill gewirbelt. Der Boden war sauber, nur die Schränke mußten noch ausgewaschen werden. Zudem hatte sich mein Freund umgezogen.

Er nickte mir zu. »Jetzt können wir essen.«

»Bring Sheila nicht in Verlegenheit.«

»Das kann er gar nicht, John. Ich habe etwas aufgetaut.« Sic lächelte schon wieder, schaute auch Jane an, die den Kopf senkte, als hätte sie ein schlechtes Gewissen. Die beiden Frauen gingen untergehakt in den Wohnraum, um miteinander zu reden.

»Es ist gut von Sheila, daß sie versucht, Jane das schlechte Gewissen auszureden.«

Bill nickte nach meinen Worten. »Da kann ich dir nur zustimmen.

Aber jetzt wirst du mir helfen. Faß mal mit an.« Bill hatte die Herdklappe aufgemacht.

Eine ovale Steinschüssel befand sich darin. Sie war mit einem italienischen Nudelgericht hochgefüllt. Der Berg wuchs über den Rand der Schüssel hinaus.

Topflappen fanden wir, stellten die Schüssel auf einer Unterlage ab und holten Geschirr aus den Schränken, das auf einem Tablett seinen Platz fand. Auch Biergläser und zwei Flaschen stellte Bill noch daneben. Es war deutsches Bier und kam aus Dortmund.

Als ich auf die Flaschen schaute, nickte Bill. »Das hat mir ein Bekannter aus Germany geschickt. Ritter first, ein herrlicher Genuß kann ich dir sagen.«

Unser nächster Weg führte uns in die abgeteilte Eßecke, wo Bill den Tisch decken wollte, von Sheila aber abgelöst wurde. »Du kannst den Jungen rufen.«

Aber Johnny war schon da.

Es sah alles so harmlos aus, ein wenig nach heiler Welt, aber die Lässigkeit, die wir zur Schau trugen, war nur gespielt, denn der erst kurz zurückliegende unheimliche Vorgang lag nach wie vor wie eine unsichtbare Drohung über uns.

Johnny wollte unbedingt neben mir sitzen, und auch die Wölfin hockte sich an meine Seite.

Die Conollys saßen zusammen. Jane hatte links von mir ihren Platz gefunden, und der Junge erzählte mir, daß sein Auto inzwischen schon kälter geworden war.

»Welches Auto?« fragte Bill.

Ich berichtete von meinem Mißgeschick.

Alle lachten.

Bill hatte Pils eingeschenkt.

»Zum Wohle«, sagte mein Freund und hob das Glas an. »Auf daß es uns mundet.«

Das tat es. Bill hatte nicht übertrieben. Dieses Bierchen konnte man trinken.

Sheila füllte unsere Teller. Auch Jane half ihr dabei. Johnny beschwerte sich, er wollte nicht soviel, lieber Eis, aber Sheila als Mutter kannte da kein Pardon.

Heiler konnte die Welt nicht sein.

Bis zu dem Zeitpunkt, als ich den dritten Bissen nehmen wollte und urplötzlich das Licht verlosch.

Von einem Augenblick zum anderen war es finster!

***

Wir saßen wie erstarrt auf unseren Plätzen. Keiner sprach. Neben mir atmete Jane Collins schwerer, und auch die Wölfin gab ein leises

Knurren von sich.
Johnny erfaßte mit seinem kindlichen Gemüt die Lage als erster. »Jetzt können wir im Dunkeln essen!« rief er singend.
So finster war es nicht. Das große Fenster in der Wand zeichnete sich dort als breiter, grauer Schatten ab. Dahinter lag der Garten in einer gespenstischen, bleiartigen Farbe.
»Du bleibst sitzen!« sagte ich, als ich bemerkte, wie Johnny aufstehen wollte.
»Onkel John hat recht!« meldete sich Sheila mit scharfer Stimme. »Bleib still.«
»Ja, ja, schon gut.«
Dafür erhob sich Bill. »Ich werde mal in den Keller gehen. Da ist wahrscheinlich die Hauptsicherung ausgefallen. So etwas passiert schon mal. Kein Grund zur Panik.« Er ging und kam wieder zurück, denn er hatte eine Kerze gefunden, deren Docht ich anzündete und die brennende Kerze dann mitten auf den Tisch stellte.
Ihr Lichtkreis huschte auch über unsere Gesichter. Er belegte sie mit einem rötlichen Schein und auch mit düsteren Schatten.
»Das ist richtig unheimlich«, plapperte Johnny. »Man, gleich kommt noch ein Gespenst.«
Wir lachten nicht über seinen Kommentar, denn unheimlich war die Atmosphäre tatsächlich. Es würde vielleicht noch einige Minuten dauern, bis Bill die Sache geklärt hatte. So lange mußten wir eben warten. Bis auf Johnny aß keiner von uns. »Was ist denn, wenn Dad das Licht nicht mehr ankriegt?« fragte er.
»Dann mußt du ins Bett«, sagte Sheila.
»Nein.«
Sheila besaß an diesem Abend nicht mehr die Nerven, um mit ihrem Sohn zu diskutieren, deshalb erwiderte sie auch nichts auf seine patzige Antwort.
Wir warteten auf Bill.
Drei Minuten vergingen, auch vier und fünf. Neben mir wurde Jane Collins unruhig. Sie sagte nichts, bewegte sich nur auf ihrem Stuhl. Auch die Wölfin umrundete den Tisch. Wir hörten das leise Tappen ihrer Pfoten.
Nur Johny aß. Er sprach davon, daß er noch Eis bekommen würde, wenn er den Teller leerte.
Sheila gab darauf keine Antwort. Sie bewegte ihren Arm, der einen Schatten auf den Tisch zeichnete. Ihr Blick streifte das Zifferblatt der Uhr.
Auch ich wurde unruhig. So lange konnte es doch nicht dauern, die Sicherung wieder einzustellen. Da stimmte etwas nicht. Ich sah auch Sheilas Blick auf mich gerichtet. In ihren Pupillen spiegelte sich das Licht der Kerze.

»Soll ich nachschauen?« fragte ich leise.
»Das wäre nett.«
»Okay.« Ich schob meinen Stuhl zurück.
»Aber sei vorsichtig!« flüsterte Bills Frau. »Dieses Haus scheint mir nicht mehr geheuer zu sein, obwohl wir es mit magischen Bannern versehen haben.«
»Dein Mann ist eben kein Techniker«, sagte ich leichthin und fragte noch nach einer zweiten Kerze. Sheila fand sie in einer Schublade. Ich zündete den Docht an und schirmte die Flamme beim Laufen mit einer Hand ab. Die Treppe zum Keller war aus Beton gegossen. Sie hatte nichts Unheimliches.
Im Normalfall nicht, aber als ich sie nach unten schritt, hörte ich nichts, nur meine eigenen Schritte. Bill, der im Flur sein mußte, wo sich auch der Sicherungskasten befand, meldete sich nicht.
Ich rief seinen Namen. Nicht sehr laut, mehr geflüstert und auch fragend.
Die Antwort blieb aus.
Das gefiel mir immer weniger. Die vom Kerzenschein erzeugten Schatten an den Wänden wanderten mit, als ich den Rest der Stufen hinabschritt und den breiten Kellergang erreichte.
Es gab nicht nur den einen, kleinere zweigten von ihm ab.
Und in einem lag Bill.
Ich sah nur seinen Umriß. Er wirkte völlig leblos, und mich durchfuhr ein heißer Schreck. Mit wenigen Schritten hatte ich ihn erreicht, kniete mich nieder und leuchtete ihn an. Als der Schein über sein Gesicht flackerte, bewegte Bill die Augenlider.
»Oh, verdammt!« stöhnte er. »Mich hat es erwischt.«
»Wie, wer und wo?«
Bill setzte sich auf. Er tastete nach seinem Kopf, fühlte aber keine Beule.
»Das war vielleicht komisch«, sagte er, sich mit dem Rücken an die Wand lehnend. »Ein irres Gefühl, kann ich dir sagen. Ich kam in den Keller, ließ die Treppe hinter mir und wollte zum Sicherungskasten. Aber bis dahin kam ich nicht. Etwas sprang mich an.«
»Ein Tier?«
»Nein, das war höchstens ein Schatten, der gegen mich hechtete. Ich spürte kaum eine Berührung, aber ich wurde bewußtlos. Erst der Schwindel, dann war es vorbei.«
»Sonst hast du nichts gesehen?«
»Nein. Vielleicht noch einen Sog, der mich von den Beinen riß.«
»Also keine weitere Erklärung?«
»Nein.«
»Und wo ist der Sicherungskasten?« fragte ich.
»Rechts neben dir in der Wand.«

Ich drehte mich, hob den rechten Arm und fuhr mit den Fingerkuppen über die Metalltür. Ich fand einen vorstehenden Griff und zog die Tür auf.

Mit der Kerze leuchtete ich und stellte fest, daß alles in Ordnung war.

Alle Schalter standen auf »an«.

Das sah auch Bill, der aufgestanden war und sich neben mir aufhielt.

»Ich verstehe das nicht.«

»Frag mich mal.«

»Dann ist dieser Lichtausfall nicht auf einen technischen Defekt zurückzuführen, sondern auf Schwarze Magie«, folgerte er.

»Das meine ich auch.«

Bill raufte sich die Haare und verzog das Gesicht wie Cliff Barnes, wenn J. R. ihn mal wieder gelinkt hatte. »Dabei haben wir das Haus doch magisch abgesichert.«

»Tja, Dämonen sind vielfältig. Sie können sich ausbreiten, sie…«

»Okay, John, ich habe begriffen. Man kann sich also nicht gegen alles absichern.«

»Genau.«

»Essen wir jetzt bei Kerzenlicht weiter?«

»Hast du noch Appetit?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Wir werden den Dingen hier auf den Grund gehen müssen. Sicherheitshalber rufe ich mal Suko an. Der soll herkommen oder sich zumindest in Bereitschaft halten.«

Die Conollys besaßen mehrere Apparate. Ein Telefon stand im Flur, nahe der Garderobe. Ich hörte sofort, daß die Leitung tot war.

»Nichts«, sagte ich zu Bill und legte wieder auf.

»Das habe ich mir fast gedacht.« Er schaute auf seine Schuhspitzen.

»Wir können nicht länger damit hinter dem Berg halten. Jetzt müssen die anderen Bescheid wissen.«

Ich hatte nichts dagegen. Sie saßen noch immer bei Kerzenschein am Tisch. Als wir eintraten, hoben sie gleichzeitig die Köpfe, bis auf Johnny, der aß weiter.

»Nichts?« frage Sheila.

Bill nickte. »So ist es. Der Stromausfall hat keinen technischen Grund. Es muß an der Magie liegen.«

»Dann habe ich Schuld«, sagte Jane.

»Unsinn.«

»Dad«, mischte sich Johnny ein. »Wenn kein Strom da ist, läuft auch kein Kühlschrank, nicht?«

»So ist es.«

Sheila handelte. »Komm, Johnny, ich bringe dich in dein Zimmer. Da kannst du dich schon hinlegen.«

Er wollte zwar nicht, weil er die Dunkelheit spannend fand, aber Sheila kannte kein Pardon.

Jane, Bill und ich blieben zurück. Ich trank einen Schluck Bier. Der Vergleich mit einem Pulverfaß fiel mir ein. Wir hockten darauf, die Lunte brannte schon, nur wußte niemand von uns, wann es explodieren würde.

»Es ist das Hexentor!« flüsterte Jane. »Eine andere Möglichkeit kommt nicht in Betracht.«

»Ein sichtbares Tor?« fragte Bill.

»Ich weiß es nicht.«

»Was weißt du denn darüber?«

»Nur daß es der Zugang zu Lilith ist. Gewissermaßen in ihre Welt, in die Welt der bösen Hexen, der abtrünnigen weißen Engel, was soll ich sonst sagen?«

»Sorry, es war nur eine Frage.«

Ich hatte Jane und Bill stehengelassen, das Zimmer durchquert und stoppte vor der breiten Scheibe. Mein Blick fiel in den düsteren Garten.

Es brannte keine Außenleuchte. Die normale Dunkelheit lag über dem Gelände. Bäume und Sträucher hoben sich als Schemen ab, die manchmal Leben eingehaucht bekamen, wenn der Wind sie erfaßte und bewegte.

Kein Licht, alles dunkel…

Alles?

»Bill, komm doch mal.«

Der Reporter war schnell bei mir.

Ich streckte den Arm aus. »Fällt dir etwas auf?«

»Ja, alles ist finster.«

»Das meine ich nicht. Wie oft habe ich schon die Abende bei dir verbracht? Und wie oft haben wir in den Garten geschaut und auch darüber hinaus? Auch am Abend. Aber da haben wir stets die Lichter deiner Nachbarn gesehen. Zumindest ihre Gartenleuchten. Das ist aber jetzt nicht der Fall. Alles ist düster.«

Bill rieb sein Gesicht. »Du hast recht, John.«

»Und was bedeutet das?«

»Ich kann es dir sagen«, antwortete der Reporter mit leiser Stimme.

»Daß wahrscheinlich das gesamte Viertel Stromausfall hat…«

***

Da hatte er recht. Ich widersprach mit keinem Wort, und wir überließen uns den eigenen Gedanken.

»Weißt du, was das bedeutet?« fragte Bill.

»Nein.«

»Da könnte etwas Ähnliches passieren, wie damals, als Destero, der

Dämonenhenker zuschlagen wollte.«
»Ich möchte es nicht ausschließen.«
Hinter uns hörten wir Janes leichte Schritte. Sie hatte Teile des Gesprächs verstanden, blieb stehen, nickte und sagte: »Das ist das Hexentor.«
»Verdammt!« regte sich Bill auf, »dann zeig es uns doch.«
»Ruhe, Bill, Ruhe.« Ich legte meine Hand auf seinen Arm. »Wir werden auch etwas tun.«
»Was denn?«
»Zunächst gehe ich mal raus. Vielleicht finde ich eine Spur.«
»Ja, tu das.«
Jane und Bill blieben zurück. Ich schob die Terrassentür auf.
Frischer Abendwind wehte mir entgegen. Er brachte Kühle mit. Es roch nach Feuchtigkeit. Auf den Zweigen glänzte das Regenwasser, obwohl kein Tropfen mehr aus den Wolken fiel.
Auf den Steinplatten schimmerten kleine Pfützen, die mir vorkamen wie dunkle Augen.
Alles wirkte so harmlos, so normal, aber ich wußte, daß es dies nicht war.
Etwas lauerte im Unsichtbaren.
Der Atem stand vor meinen Lippen. Ich schritt den Weg entlang bis zur Gartenmitte, wo die Conollys eine runde Terrasse angelegt hatten. Oft genug hatten wir dort gesessen und gefeiert. Jetzt wirkte sie tot und leer.
Ich schaute zurück. Hinter der Scheibe waren Jane und Bill nur undeutlich zu erkennen. Nur wenn sie sich bewegten, sah ich sie. Jane hatte von einem Tor gesprochen.
Tore konnte man sehen, normalerweise jedenfalls. Aber es gab auch Dimensionstore, die nicht so ohne weiteres als Durchgänge zu erkennen waren.
Lauerte möglicherweise eines dieser Tore hier in unmittelbarer Nähe?
Wenn ja, hätte ich es eigentlich spüren müssen. Ich zog mein Kreuz hervor. Diese weißmagische Waffe war zugleich ein wichtiger Indikator, der mir anzeigte, ob ich es mit schwarzmagischen Kräften zu tun hatte oder nicht.
Das Kreuz lag auf meiner Hand. Es kam mir blaß vor, auch irgendwie matt. Das konnte aber am Licht liegen.
Ich konzentrierte mich genau auf die Stelle, wo sich die beiden Balken trafen. Dprt waren einmal geheimnisvolle Zeichen eingraviert gewesen, die durch Liliths Magie verschwunden waren.
Tat sich da etwas? Nein. Das Kreuz blieb unverändert.
Durch die Nase stieß ich die Luft aus. Im Innern spürte ich eine gewisse Unruhe oder Spannung, wie sie stets vor bedeutsamen

Ereignissen auftrat.
»Nichts, John?« rief Bill durch die offene Tür.
»Ich weiß es nicht genau.«
»Jane will zu dir kommen. Soll ich sie schicken?«
Ich überlegte. Das war vielleicht nicht schlecht. Sie besaß ja noch, wie sie selbst zugab, einige schwache Hexenkräfte. Vielleicht konnte sie damit etwas bewirken.
»Ja, schick sie her.«
Jane Collins kam. Dabei ging sie so vorsichtig, als würde sie über Glas schreiten. Auch ihr war das Haus nicht geheuer. Sie bewegte ihre Hände, ballte sie zu Fäusten und streckte die Finger wieder. Einen Schritt vor mir stoppte sie.
»Spürst du etwas?« fragte ich.
»Nein…« Es klang zögernd.
»Aber irgend etwas ist anders?«
Jane nickte. »Das stimmt. Ich habe das Gefühl, eingeschlossen zu sein. Um uns herum«, flüsterte sie, »befinden sich Wände, die wir nicht sehen können. Ich habe sie aufgebaut. Sie wollen mich, glaube mir. Ich trage die Schuld.«
Ich ging überhaupt nicht auf Janes anklagende Sätze ein und hakte weiter nach. »Was ist mit Lilith?«
Janes Augen wurden groß. »Ich spüre ihren Atem!« hauchte sie. »Ja, ich spüre ihn ganz deutlich. Sie ist es, die alles lenkt und steuert, denn sie wurde gerufen. Sie hat alles ins Leben gerufen.«
»Was?«
»Das Tor!«
»Jane, so kommen wir nicht weiter. Was kann sich denn in der Nähe befinden? Hast du inzwischen einen Kontakt bekommen?«
»In etwa.«
»Aber du kommst nicht durch.«
Jetzt schüttelte sie heftig den Kopf. »John, du weißt selbst, wie das ist, wenn man schwach ist. Meine Hexenkräfte können vorhanden sein, aber ich kann sie nicht aktivieren, so daß sie gegen die anderen Magien kämpfen.«
»Ja, das verstehe ich.« Bisher hatte ich die rechte Hand auf dem Rücken gehalten. Nun schwang ich den Arm vor, öffnete die Faust, und Jane schaute genau auf das Kreuz.
»Das ist es!« sagte ich. »Versuche es mit dem Kreuz. Stelle eine Verbindung her.«
»Wieso?«
»Lilith hat das Kreuz manipuliert. Vielleicht kommen wir darüber weiter.«
Jane Collins atmete schwer und stöhnend. Ich verlangte viel von ihr. Es hatte mal eine Zeit gegeben, wo sie das Kreuz haßte. Jetzt aber

konnte sie es wieder anfassen, obwohl sie ihre Hand mir nur zögernd entgegenstreckte.
Ich legte es hinein.
Instinktiv schloß Jane die Finger darum. Sie stand aufrecht da, den Rücken leicht durchgebogen, den Mund offen, die Augen verdreht. Sie wirkte konzentriert.
»Wikka?« fragte ich.
Jane verneinte. »Nicht sie.«
»Wer dann?«
»Andere, John. Sie haben sich zusammengefunden. Ein Zirkel, ein Kreis, sie sind gefährlich…«
»Kannst du sie erkennen?«
Jane hielt die Augen fest geschlossen. Sie konzentrierte sich auf die Ereignisse, öffnete den Mund, nagte an ihrer Unterlippe und deutete so etwas wie ein Nicken an. »Ich… ich glaube, daß ich sie finden würde. Das Kreuz in meiner Hand will mir etwas sagen. Es… es reagiert, John. Schau mal.«
Sie öffnete ihre Faust, ging aber gleichzeitig zurück, so daß ich noch nichts erkennen konnte. Bis ich sie erreichte und einen Blick auf mein Kreuz warf.
Etwas hatte sich verändert.
Wo die beiden Balken sich trafen und zuvor die Zeichen eingraviert gewesen waren, sah ich ein Bild, obszön und faszinierend zugleich.
Sieben Frauen aller Altersstufen hockten um eine Tonfigur, die einen gedrungenen Körper mit übergroßen Brüsten besaß. Ein uraltes Kunstwerk aus vergangener Zeit, das jedoch keinen Zweifel offenließ, wen es darstellte.
Lilith, die Große Mutter!

***

Das war eine Überraschung!
Jane schaute mich an, ich sie, und beide merkten wir unsere innere Spannung, und wir sahen plötzlich noch etwas, das über den sieben nackten Frauen und der Statue schwebte.
Eine glühende Schlinge!
»Erkennst du das, John?« wisperte Jane kaum hörbar.
Ich starrte weiterhin auf die zitternde Hand. »Ja«, murmelte ich und nickte. »Die Schlinge…«
»In der Wikka verendete!« fügte sie hinzu und starrte mich an. »Wikka, John. Du verstehst, Wikka!«
»Sicher.«
Ihr Blick flammte plötzlich. »Ich soll die Schuld an ihrem Tod getragen haben. Jetzt wollen sich die anderen dafür rächen, aber das mache ich nicht mit. Nicht ich!«

Ich hatte das Gefühl, als wollte Jane eine große Rede halten und unterbrach sie.

»Du spürst die Magie?«

»Ja, sehr deutlich.«

Auf diese Antwort hatte ich gewartet. Wir standen vor einer Entscheidung, vor einem wichtigen Entschluß. Jane als Hexe war es gelungen, durch das Kreuz etwas zu erfahren. Zwei Strömungen trafen sich am Schnittpunkt der Balken. Daß Jane als ehemalige Hexe überhaupt etwas erfuhr, sah ich als sehr positiv an. Sie mußte Kräfte in sich bergen, an die sie selbst nicht geglaubt hatte.

»Jane, wir werden der Sache auf den Grund gehen. Du wirst mich führen und…«

»Zu den Frauen?«

»Wohin sonst?«

Sie schaute mich mit einem Blick an, der gläsern wirkte. Vielleicht dachte sie auch über etwas nach. Jedenfalls zeigte sie Bereitschaft und nickte.

»Dann komm, John Sinclair…«

***

Sie wollten die Inkarnation, die symbolische Wiedergeburt, damit der Anbeter mit der Gottheit eins wurde. Nur aus diesem Grunde sprachen und sangen sie die alte Hymne.

»Königin des Mondes, Königin der Sonne, Königin des Himmels, Königin der Sterne, Königin des Wassers, Königin der Erde, bring uns die Botschaft der Verheißung! Die große Mutter wird sie haben. Das Dunkle Licht wird uns erscheinen, Finsternis und Tränen sind vergessen, wenn in der Frühe die Sonne aufgeht. Goldene Sonne der Berge, erleuchte das Land und die ganze Welt, erleuchte die Seen und die Flüsse, die Sorgen sind vertrieben, Freude uns. Gesegnet sei die große Göttin, Sie kam, sie war, sie wird, dauernd bis in die Ewigkeit, sie sei von uns gelobt«

Aus sieben Kehlen strömte der Gesang, unterbrochen von manchem Husten oder krächzenden Worten. Nicht alle Frauen hatten gute Stimmen.

Doch sie huldigten der Großen Mutter. Lilith sollte das Tor aufstoßen und ihnen den Weg zeigen.

Lilith war die Große Mutter!

Während des Gesangs blieben sie nie stehen oder ruhig sitzen. Die stille Meditation lag hinter ihnen. Der Hauptteil der heidnischen Zeremonie begann.

Ein Zuschauer hätte denken können, irgendwo im Schwarzen Erdteil zu sitzen und einer Volksgruppe bei ihrem primitiven, religiösen Tanz zuzuschauen.

In der Tat wollten auch die Hexen weit zurückgehen in die Vergangenheit, zur Geburt der Großen Mütter. Sie stammte aus den Anfängen der Zeiten, als sie neben Luzifer gesessen und ihm gedient hatte. Das Tanzen war für die Hexen eine Tradition, die sie aus der Vergangenheit entnommen hatten. Es sollte viel aus ihrem Innern hervorholen: Freude erregen, Schönheit ausdrücken und eine emotionale Spannung herstellen, die unerläßlich für die anderen Dinge war, die dem Tanz folgten. Es war das Hineingleiten in die Trance, denn nur in einem bestimmten Zustand könnte man die Botschaft der Göttin empfangen.

Und so tanzten sie im Schein des sie begleitenden Fackellichts und der flammenden Henkersschlinge. Sie hielten sich an den Händen gefaßt, hatten den üblichen Kreis gebildet, der die absolute Einheit darstellen sollte, bewegten sich rhythmisch, schwangen bei ihren Sprüngen nicht nur die Beine hoch, auch ihre Arme folgten diesen Bewegungen, und die Köpfe pendelten vor und zurück.

Es war ein primitiv anzumutender Tanz im Spiel aus Licht und Schatten.

Die Gesichter der nackten Frauen wirkten verzerrt, manchmal auch verklart, es kam darauf an, welche Gedanken die Anwesenden durchflössen. Hin und wieder schien Feuer ihre Augen zu füllen, dann verschwanden sie wieder im Dunkel der Schatten, aber ihr Singsang brach nicht ab. Und sie starrten dabei auf die alte Figur der Großen Mutter.

Sie mußte sich ihnen offenbaren. Sie sollte das Tor öffnen und ihre Magie über das Land und all die Ungläubigen bringen, die nicht an sie glauben wollten.

Und so tanzten sie weiter, manchmal auch schrille Schreie ausstoßend, die aus ihren aufgerissenen Mündern drangen und als Echos von den kahlen Wänden widerhallten.

Ihre nackten Füße klatschten auf den Boden. Dieses Stampfen gehörte ebenfalls zum Ritual, sollte es doch eine Art von Unruhe ausdrücken, die die Hexen überfallen hatte.

Stets hatte die Große Mutter über den Boden geherrscht. Sie war von altersher das Symbol der Fruchtbarkeit gewesen, und viele Hexen identifizierten sich mit ihr.

So auch jetzt, als sie immer wieder den Text des dreistrophigen Beschwörungsliedes wiederholten.

Sie hatten schon einen ersten Erfolg errungen. Über ihnen war die Henkersschlinge erschienen. Flammend und leuchtend. Ein Zeichen dafür, daß eine ihrer ganz großen Freundinnen und Herrinnen in dieser Schlinge gestorben war und die Mörderin noch immer nicht hatte gestellt und bestraft werden können.

Bei allen Beschwörungen entstand die Schlinge, um die Hexen auf

ihre Aufgabe hinzuweisen.
Sie verfluchten Wikkas Mörderin!
Sie verfluchten Jane Collins!
Sie wollten ihre Vernichtung!
»Tod der Verräterin!« Es war eine Hexe, die es plötzlich rief. Eine alte Vettel mit grauen, zotteligen Haaren, die tagsüber als Aushilfe und Putzfrau in einer Badeanstalt arbeitete und dort stets die jungen Körper bewundern konnte.
»Tod der Verräterin!« riefen auch die anderen und stimmten sich damit auf Jane Collins ein.
Auch das wollte die Große Mutter! Sie war unersättlich. Sie forderte viel und gab wenig.
Sie wollten huldigen und dienen, und was ihnen die Große Mutter gab, damit waren sie auch zufrieden.
So tanzten und sangen sie weiter. Die Ekstase steigerte sich bei ihnen.
Die Melodie wurde kräftiger gesungen, immer öfter kippten die Stimmen über, eine Glanzschicht legte sich auf die Augen, manchmal strömte auch ein hartes Lachen über ihre Lippen, und sie bewegten die Köpfe nickend und rhythmisch.
Erlösung durch die Große Mutter, Kraft durch die Große Mutter. So und nicht anders sollte es sein. Aber auch die Öffnung nach innen. Das Hexentor, das ihnen einen Blick in die andere Welt zeigen sollte. In das Reich der Großen Mutter.
Kraft, um zu töten. Kraft, um sich selbst zu loben. Die Hexen wollten siegen, die Große Mutter war ihr bestes Beispiel. Sie würde es schaffen.
Sie brachte sich als Geschenk, sie war die Herrscherin der Tiefe, die Person, die den Tod nicht fürchtete und zurückkehren wollte an die Stelle, an der ihr Platz war.
Sieben Hexen waren es.
Siebenmal Tod.
So schrien und sangen sie. Siebenmal sollte die Verräterin Jane Collins sterben. Jede von ihnen wollte sie töten. Sie mußte in der Hölle schmoren und vergehen.
Niemand würde sie aufnehmen. Ihre Seele sollte zerrissen werden und in Fetzen davonfliegen.
Das Licht der Fackeln zuckte. Es hatte manchmal den Anschein, als würde sich ihr Flackern dem Rhythmus des Gesangs anpassen. So stieg das Feuer mal in die Höhe, um auf dem Boden einen sich bewegenden Kreis zu hinterlassen.
Magie hatte die Herrschaft übernommen.
Urplötzlich, die alte Vorsängerin schrie noch einmal laut auf, da verstummte sie auch.

Blitzschnell lösten sich ihre Hände von denen ihrer beiden Nachbarinnen, sie stand steif, bog den Rücken durch und atmete schnell und hastig. Den anderen Frauen, auch wenn sie jünger waren, erging es ebenso. Sie ruhten sich aus, sie spürten, daß etwas anderes an die Reihe kam, denn sie wollten jetzt einen direkten Kontakt mit der Großen Mutter schaffen.

Die stand vor ihnen.

Eine häßliche Figur. Die Farbe war im Schein des Feuers nicht genau zu erkennen, weil ständig ein Muster aus rotblassem Licht und Schatten über die Gestalt geworfen wurde.

Nur allmählich beruhigte sich ihr Atem. Sie standen noch immer dicht beieinander und schauten einander an.

Junge und Alte befanden sich unter ihnen. Ihre Anführerin, die Älteste im Bunde, war am fanatischsten. Sie wollte endlich Kontakt zur Großen Mutter haben, weil sie schon zu lange gewartet hatte und ihre Lebensuhr nicht mehr lange laufen würde.

Dunkelhaarige, Frauen mit blonden oder braunen Haaren. Sie bildeten ein Gemisch.

Ein häßliches junges Mädchen war ebenfalls dabei. Sie war erst 21 und stand auf kurzen, stämmigen Beinen. Das Gesicht war breit, wies starke männliche Züge auf, und der Damenbart auf ihrer Oberlippe schimmerte wie ein schwarzer Schatten.

Dagegen wirkte die Frau, die neben ihr stand, wie eine Göttin. Von Beruf Mannequin besaß sie einen gut gewachsenen Körper und war so stolz auf ihn, daß er ihr über alles ging.

Das Gesicht zeigte einen weichen Schwung, die Lippen wirkten ein wenig aufgeworfen, man kannte sie nur unter dem Namen Dominique. Mit einem Rennfahrer war sie offiziell verheiratet. Der wußte nichts von ihrer Göttinnen-Verehrung oder hatte es nur nicht zugegeben.

Auch eine dunkelhäutige Frau war vertreten. Sie war knapp über 30, Kreolin und stammte aus der Karibik, wo man sie in die erste Stufe der Voodoo-Zauberei eingeweiht hatte. Auf einer Reise nach Europa hatte sie sich in London abgesetzt und sich dem Hexenzirkel angeschlossen.

Sie hörte auf den Namen Carla. Ihr Körper war gut entwickelt und stand in voller Blüte. Durch ihren mächtig wirkenden Körper lief ein Zittern. Den Kopf hatte sie nach hinten gelegt, das dunkle, gelockte Haar glänzte schweißnaß, und sie sprach Worte in ihrer Heimatsprache, die nur sie verstehen konnte.

Allmählich beruhigten sich die Hexen. Ihr Atem normalisierte sich wieder, sie konnten normal reden, ohne sich anzustrengen, und sie schauten hoch, wo die flammende Henkersschlinge hing, die für die Verräterin gedacht war.

Angesprochen fühlte sich die Älteste, obwohl keine der anderen ein Wort gesagt hatte. Aber Ghislaine sah sich als Vertreterin der Großen

Mutter innerhalb des Hexenzirkels an, und sie wollte es den anderen abermals beweisen.

Aus dem Kreis trat sie nach vorn. Starr war ihr Blick auf die Statue gerichtet. Sie, nur sie wollte sie berühren, sie liebkosen, ihr beweisen, daß sie ein dienstbarer Geist war, und auch sie sprach den alten Text, der aus einem Beschwörungsbuch des Mittelalters stammte und damals als geheime Schrift gehandelt worden war.

So trat sie auf die Statue der Großen Mutter zu, streckte ihre Arme aus und berührte sie. Ghislaine drängte ihren Körper gegen die Statue, als wollte sie mit ihr verwachsen. Dabei bewegte sie ihre Lippen, die über den glatten Stein glitten, alles liebkosten. Sie begleitete die Bewegungen mit seufzenden Geräuschen. Sehnsucht und Liebe sollten durch sie dokumentiert werden.

Viele Namen hatte die Große Mutter, denn niemand sollte wissen, um wen es sich handelte. Die meisten Namen waren schon im Altertum geboren worden, denn auch zu dieser Zeit hatte es Menschen gegeben, die der Großen Mutter huldigten.

»So suche ich Aradia. Aradia! Aradia! Um Mitternacht, um Mitternacht gehe ich auf das Feld und trage Wasser, Wein und Salz. Trage Wasser, Wein und Salz und meinen Talisman, den ich schon in der Hand halte, mit Salz darin. Mit dem Wasser und dem Wein besprühe ich mich und erflehe eine Wohltat Paradias in Ergebenheit.«

Sie rezitierte diese Anrufung sehr langsam und betont. Zudem sprach sie in einem bestimmten Akzent, denn all dies war wichtig und gehörte zusammen. Manchmal beschworen sie die Große Mutter auch mit anderen Sprüchen. Da vereinigten sich dann mehrere Sprachen, wie das Hebräische, das Arabische und das Griechische. Doch diesen Wortsalat ließ Ghislaine heute aus, sie wollte nur den direkten Kontakt zur Großen Mutter und ihre Kraft erflehen.

Aus fiebernd wirkenden Augen schauten die übrigen sechs Frauen zu.

Jede von ihnen wußte, wie wichtig der heutige Tag war, sollte sich doch in dieser Nacht das Hexentor öffnen und die Feinde der Großen Mutter wie ein Maul verschlingen.

Aber noch mußten sie flehen, sprechen und liebkosen, damit die Große Mutter bewiesen bekam, wie sehr ihr gehuldigt wurde.

Ob Lilith oder Aradia, die Namen, so unterschiedlich sie auch klangen, hatten eine bestimmte Bedeutung.

Sie galten der Großen Mutter!

Und Ghislaine ließ sich nicht unterbrechen. Sie kroch um die Statue herum, berührte sie überall und flüsterte den anderen plötzlich zu: »Sie ist warm, meine Lieben, ja, sie ist warm. Ihre Haut hat sich erwärmt. Sie hat unsere Botschaft verstanden, und sie gehört zu uns…«

Die übrigen sechs Frauen versteiften sich. Im zuckenden Feuerschein,

der über ihre Gestalten rann, war deutlich die Gänsehaut zu sehen, die sie bedeckt hielt.

Ein Schauerschock durchströmte sie.

Und der Singsang wurde fortgesetzt. Er bestand nicht mehr aus Worten, nur aus einer dumpf klingenden Melodie, die durch den Keller schwang und das Böse hervorholen sollte.

Ghislaine sang nicht mit. Sie beschäftigte sich mit der Statue. Manchmal flüsterte sie ihr etwas in die großen Ohren, dann zog sie sich wieder zurück, ließ ihre Hände auf der Gestalt liegen, denn der Kontakt sollte nicht unterbrochen werden.

Der Gesang der anderen blieb gleich. Da stimmte einfach die Tonlage, die nie wechselte, aber Ghislaine sprach lauter. »Gib uns das Zeichen!« flüsterte sie. »Gib uns endlich das Zeichen. Wir haben es verdient, wir haben dir gedient. Wir wollen, daß du uns nicht im Stich läßt. Das Zeichen, nur das Zeichen…«

Die Große Mutter blieb stumm.

Aber Ghislaine gab nicht auf. Sie befand sich wie in einem Rausch, floh, bettelte und zuckte plötzlich von der Figur weg, wobei sie einen Schrei ausstieß.

Fast wäre sie noch gefallen, hätte sie die starken Arme der Jüngsten nicht aufgehalten.

»Du hörst etwas?« flüsterte sie.

»Ja…«

»Was war es?« fragte Carla, die Kreolin und leckte Schweißtropfen von der Oberlippe.

»Die Botschaft konnte ich empfangen. Wir sind auf dem rechten Weg. Ihre Magie hat dieses Gebiet erreicht. Es liegt bereits unter ihrem Einfluß. Dunkelheit!« hauchte Ghislaine. »Ewige Dunkelheit. Die Menschen werden nichts sehen können. Die Bäume werden zu Schatten, Sträucher zu drohenden Gestalten, wo der Tod lauert, wird Leben sein, Hexenleben. Die Angst kriecht in die Straßen. Sie wird die Menschen erfassen und aus dem Feuer der Hölle wird sie aufsteigen und herrschen…«

»Hat dir die Große Mutter das gesagt?« fragte Dominique.

Ghislaine nickte. »Und noch mehr. Sie hat mir davon berichtet, daß unsere Feindin bereits in diesem Gebiet erschienen ist. Sie lebt hier, sie weiß auch, daß etwas geschieht…«

»Wir müssen sie holen!« schrie eine Frau, die sich über ihre Augen wischte. »Wir müssen sie holen!« Mit abgespreizten Armen stand sie da und starrte die Figur an.

»Vielleicht wird sie auch kommen!« vermutete Carla.

Ghislaine zuckte herum. »Woher weißt du das?« fragte sie. »Woher?«

»Ich spüre es.«

»Ja, ich ebenfalls. Die große Mutter will, daß sie kommt und in der

Schlinge verbrennt wie Wikka.«
»Dann soll sie das Tor öffnen!«
»Es wird geschehen. Ihr braucht euch nicht zu fürchten. Ich habe von der großen Finsternis gesprochen. Sie ist bereits über dieses Gebiet hereingebrochen. Die Menschen können nichts mehr sehen. Wenn sie Licht haben wollen, müssen sie Kerzen anzünden, aber das Licht der Kerze ist auch unsere Helligkeit, unser Symbol. Ihr versteht?«
Die sechs Hexen nickten.
»Jetzt bin ich zufrieden«, sagte Ghislaine. »Sie hat mir versprochen, das Tor zu öffnen, und dann werden wir sie auch sehen. Dann schauen wir ihr ins Angesicht.«
Es waren Worte, die den Hexen gefielen und sie auch aufheiterten. Ihre Gesichter klärten sich auf, die Hände bewegten sich und strichen über ihre Körper.
»Jane Collins!« sprach die erste. »Jane Collins, wir kommen und holen dich!«
Die anderen wiederholten den Namen der ehemaligen Hexe. Aus jeder Silbe sprach der Haß, den sie dieser blondhaarigen Frau entgegenbrachten.
Sie allein war wichtig. Über sie sollte der lange Weg der Rache auch zu Lilith führen.
»Zieht euch an!« befahl Ghislaine. »Geht nicht unbekleidet auf die Straße, denn unsere Körper gehören nur ihr. Sie sollen vor anderen Blicken geschützt sein.«
»Was werden wir dort tun?« fragte die Jüngste im Kreis.
»Ihr auflauern, wenn sie kommt. Sie wird das Haus verlassen müssen, denn sie hat uns gespürt. Sie ahnt, daß wir in der Nähe sind, nur weiß sie nicht, wo.« Ghislaine kicherte und rieb ihre Hände gegeneinander.
»Ja, wir werden sie finden.«
»Ist sie allein?«
Die Frage kam aus dem Kreis, und sie gefiel der Anführerin der Hexen überhaupt nicht.
»Allein?« wiederholte sie. »Das ist schwer zu sagen. Ich glaube nicht, daß sie allein ist. Sie hat einen mächtigen Freund. Es ist der Mann mit dem Silberkreuz…«
»Sinclair!« giftete Dominique.
»Ja.«
Die Hexen schwiegen. Der Widerschein des unruhigen Lichts strich über ihre nackten Körper und verzerrte sie zu schattenhaften Figuren. Sie waren ein wenig ernüchtert worden, denn der Name John Sinclair besaß gerade in ihren Kreisen einen besonderen Klang.
Sie, die nicht nur der Großen Mutter dienten, sondern auch dem hinter ihr stehenden absoluten Höllenherrscher Luzifer, wußten genau, daß Sinclair und Luzifer Todfeinde waren.

»Er muß auch sterben«, sagte jemand.
»Ja«, bestätigte eine andere. »Sicher ist er noch wichtiger als Jane Collins. Wenn er nicht mehr ist, haben wir freie Bahn bei ihr. Dann beschützt sie keiner mehr.«
»Wir holen ihn uns«, sagte Carla.
»Wo?« fragte die Jüngste und fieberte schon innerlich, weil sie es kaum erwarten konnte.
Die Frage hatte Ghislaine gegolten, die sich auch angesprochen fühlte.
»Er ist bei ihr, er begleitet sie, denn er hat gewußt, was sich abspielen würde.«
»Woher?«
»Intuition. Er wollte sie nicht allein lassen. Sie besitzt noch einige Kräfte.«
»Hexenkräfte?«
»Ja, meine Lieben, Hexenkräfte.«
»Stärkere als wir?«
Ghislaine grinste scharf. Ihre Augen öffneten sich weiter. »Wer kann schon stärker sein als wir, wo wir doch unter dem Schutz der Großen Mutter stehen, die nur darauf wartet, das Tor endlich öffnen zu können. Nein, nicht stärker.«
»Dann holen wir sie uns!«
»Das wollte ich sagen!«
Die Hexen waren begeistert. Sie stimmten ein Rachegeschrei an, das durch den Keller hallte und sich in den Gängen unter dem alten Haus verlief. Sie hatten es gemietet, weil es niemand haben wollte und auch nicht erst über den Preis verhandelt, der wurde akzeptiert, auch wenn der Vermieter ihn überhöhte.
Und so verließen sie den Keller.
Trotz ihrer Wut und Rachegefühle hatten sie sich unter Kontrolle. Keiner lief schneller als unbedingt nötig. Ghislaine ging an der Spitze. Auch der Gang lag im Schein der Fackeln. Die Schalen waren an den Wänden angebracht worden, und aus ihnen stieg das rauchlose Feuer wie ein Flammenmantel.
Das Haus besaß drei Etagen, die in zahlreiche Räume unterteilt waren.
Der verwilderte Garten paßte zu dem alten Gemäuer.
Hinter der Eingangstür erwartete den Besucher eine große Halle, die von den Hexen für ihre Zwecke umgebaut worden war. Ein blutroter Hexenstern war auf den Holzboden gezeichnet. Um den Stern herum lief ein ebenfalls roter Kreis.
Wer hier eintrat, wußte Bescheid.
Sie als Hexen haßten es, auf Wände oder Mauern zu schauen. Deshalb hingen lange Vorhänge, die bis zum Boden reichten und die

alten Wände verdeckten, so, daß sie wie düstere Schatten aussahen, die den gesamten Raum umwallten.

Auf dem Boden lagen die Kleidungsstücke der Frauen. Jeans, Lederjacken, Cordhosen, Blusen, enge Röcke, auch weite. Ein Querschnitt durch die Mode.

Doch die Kleidung interessierte keine der Hexen. Sie griffen zu ihren Kutten.

Aus sackähnlichen Leinen hergestellt, grau wie die Erde, deren Herrin Lilith war.

Mit geschickten Bewegungen streiften sie die Kutten über. Ghislaine war als erste fertig. Sie stand neben einer großen Holztruhe, wartete, bis auch die anderen soweit waren, und hob erst dann den Deckel der Truhe an.

Namentlich rief sie die Hexen auf, die sofort zu ihr kamen und das entgegenzunehmen, was Ghislaine aus der Truhe hervorholte.

Waffen!

Zumeist Messer mit langen, scharfen Klingen, die unter den Gewändern verschwanden.

Die Jagd auf Jane Collins konnte beginnen!

***

Wir hatten erst um das Haus herumgehen wollen, doch aus den Gründen der Fairneß mußten wir den Conollys einfach Bescheid geben, was wir vorhatten.

Sheila und Bill staunten uns an. Mehrere Kerzen waren angezündet worden und hüllten den Wohnraum in einen warmen Schein.

»Und ihr habt euch das gut überlegt?« fragte Sheila.

»Ja, es ist am besten, wir greifen an, ehe es die anderen tun.«

Bill nickte. »Darf ich das Kreuz mal sehen?« fragte er.

Ich hatte es wieder an mich genommen und zeigte es ihm. Es sah völlig normal aus und zeigte keinerlei Veränderung. »Habt ihr die Szene dort gesehen?«

»Sieben Frauen, eine rotglühende Henkersschlinge und die Statue der Großen Mutter.«

Ich bemerkte Janes Unruhe. Sie konnte nicht still stehenbleiben, trat von einem Bein auf das andere, räusperte sich hin und wieder oder wischte fahrig über ihre Stirn.

»Laß uns gehen. John.«

»Okay.«

Sheila drückte Jane an sich. »Gebt nur auf euch acht«, flüsterte sie, während ich mit Bill sprach und ihn darauf hinwies, Nadine zurückzuhalten.

»Das mache ich schon. Auch ich bleibe im Haus oder zumindest in der Nähe. Ich habe vorhin geschaut. In den Straßen ist es noch ruhig.

Den Stromausfall scheinen die Leute hier gelassen hinzunehmen.«

»Was bleibt ihnen anderes übrig? Ich schätze, daß man einen Reparaturtrupp schickt, der den Strom…«

»Nein, John, das glaube ich nicht. Es ist kein technischer Defekt zu finden. Die Fachleute werden vor einem Rätsel stehen, das sie kaum lösen können.«

Wir waren schon zur Tür gegangen. Jane hielt sich dicht an meiner Seite. Manchmal berührte sie mich auch, aber sie wirkte so, als würde sie in die Ferne lauschen, um dort irgend etwas festzustellen.

Bill öffnete die Haustür. Unser Blick fiel in den langen Vorgarten, in dem keine Lampe brannte und sich dunkle Stellen mit weniger dunklen ablösten.

Bill runzelte die Stirn. Er deutete auf den Weg, der in der Dunkelheit verschwand. »Überall können sie lauern. Hinter jedem Baum, hinter jedem Strauch.«

Ich legte meinem Freund die Hand auf die Schulter. »Ich freue mich ja, daß du so besorgt um uns bist, aber keine Sorge, wir wissen uns auch zu wehren.«

»Gegen Lilith?«

»Noch hat sie nicht angegriffen.«

»Sie wollen mich!« sagte Jane leise. »Ich spüre es, ich fühle es. Es kommt ihnen auf mich an.«

»Was macht dich denn so sicher?« fragte Bill.

Sie schüttelte fast vorwurfsvoll den Kopf. »Weißt du das denn nicht? Ich habe dir doch von der Schlinge erzählt, die wir sahen. Die flammende Schlinge. In einem solchen Ding ist Wikka gestorben. Und niemand hat ihr geholfen. Was unsere Gegner auch tun, sie unternehmen es im Namen von Wikka und der Großen Mutter.«

Bill bewegte den Mund. »Ich würde ja zu gern mit euch gehen und…«

Bevor er noch weitersprechen konnte, verschloß ich ihm mit einer schroffen Handbewegung den Mund, faßte Jane am Arm und ging mit ihr fort.

Sie traten in den Garten hinein und wurden schon bald von der Dunkelheit verschluckt.

»Hast du eine Lampe?« fragte Jane.

»Ja.« Ich schaute mich kurz um, sah aber nichts Verdächtiges. »Nur werde ich mich hüten, sie einzuschalten. Wir würden beide eine zu gute Zielscheibe abgeben.«

»Das stimmt auch wieder.«

Bis zum offenen Tor gingen wir schweigend. Auch dieser Mechanismus funktionierte nicht mehr. Erst als wir auf dem schmalen Gehsteig standen, sprach ich wieder mit Jane.

»Wie fühlst du dich?«

»Ich weiß nicht.« Unbehaglich schaute sie sich um und hob auch die Schultern. »Irgendwie komme ich mir vor wie jemand, den man in die Enge getrieben hat.«

»Noch ist es nicht soweit.«

»Wenn ich nur wüßte, wo wir sie finden können. Sie müssen hier in der Nähe sein.« Jane ging bis an den Straßenrand. Neben einer hohen Ulme blieb sie stehen. Auch ich schaute mich um. Sehr oft hatte ich die Conollys besucht. Ich kannte die Umgebung ihres Hauses zu allen Jahreszeiten, aber nie war sie mir so unheimlich vorgekommen wie an diesem schon dunklen Abend.

Es brannte kein Licht!

Natürlich standen die Häuser hier nicht dicht an dicht. Sie versteckten sich meit hinter hohen Bäumen, inmitten kleiner Parks oder großer Grundstücke, aber auch in der Nacht schimmerte immer der Umriß eines erhellten Fensters oder der Kreis einer Laterne durch.

An diesem Abend sah ich nichts!

Ich spürte den Schauer auf meinem Rücken. Janes Unruhe hatte mich angesteckt. Die hohen Bäume sahen aus wie mächtige Säulen. Hinter jedem Stamm konnte eine Gefahr lauern. Die sieben Hexen hatten längst gespürt, wer sich in ihrer Nähe aufhielt. Ich rechnete damit, daß sie dabei waren, den Kreis enger zu ziehen.

Wo konnten sie sich versteckt halten?

Ich versuchte, mir die Umgebung in die Erinnerung zu rufen. Wer die Nachbarn der Conollys waren, wußte ich nicht. Sieben Hexen konnten sich nicht im Freien verborgen halten. Sie mußten sich irgendeine Behausung in der Nähe gesucht haben, und die wollten wir finden.

Ich ging zu Jane. »Erinnere dich an das Bild auf dem Kreuz und laß die Personen mal weg. Was hast du als Hintergrund gesehen?«

Jane überlegte kurz. »Fackelschein.« Sie strich einige Haarsträhnen zurück. »Und Gemäuer.«

Ich nickte. »Das ist es. Fackelschein und Gemäuer. Das paßt zu einem Keller oder einem alten Verlies. Meinst du nicht auch?«

»Natürlich.«

»Dann müßten wir Keller absuchen.«

Jane lächelte. »Es wird schwer sein.«

»Das weiß ich auch.«

Ein Wagen bog am Ende der Straße um die Ecke. Seine Scheinwerfer stachen in die Finsternis hinein und schoben einen hellen and langen Flecken vor sich her.

Ich trat unwillkürlich zurück und steckte meine Hand in die Tasche, wo sie den Griff der Waffe umklammerte. »Stell dich hinter mich!« bat ich Jane.

Sie tat es.

Ich wartete. Der Wagen kam langsam näher, als wollte er neben uns

stoppen.
Das geschah auch.
Leise surrte die Scheibe nach unten. Aus dem Mercedes hörten wir eine fragende Stimme. Auch das blasse Gesicht eines Mannes erschien.
»Haben Sie auch keinen Strom hier?«
Ich war beruhigt. »Nein, Sir.«
»Das ist vielleicht ein Mist. Ich werde jetzt einige Typen von der technischen Verwaltung aus dem Bett holen und ihnen in den Arsch treten. Eine Unverschämtheit. Ich hatte Gäste, Ausländer, wir wollten ein Geschäft abschließen. Und jetzt dies.«
»Man wird bestimmt etwas unternehmen.«
»Ja, morgen.« Er nickte noch einmal wütend, gab Gas und fuhr weiter.
Es war trotzdem nicht ruhig. Obwohl wir niemand sahen, hörten wir Stimmen. In der Dunkelheit klangen sie besonders laut. Das Wort Licht und Strom fiel des öfteren.
»Wir sollten gehen«, sagte Jane.
»Und du weißt, wohin?«
»Ja, ich spüre es.«
»Wie?«
»In meinem Innern. Ich habe einfach das Gefühl, als hätte sich etwas verändert. Genaues kann ich darüber nicht sagen, aber du kennst das sicherlich. Ich werde den Eindruck nicht los, daß sie bereits auf uns fixiert sind.«
»Das heißt, sie könnten unterwegs sein.«
»Das fürchte ich auch.«
»Wollen wir es hoffen. Eine erkannte Gefahr ist nur eine halbe.« Ich strapazierte das alte Sprichwort, bevor ich wieder mein Kreuz aus der Tasche holte.
Es fand seinen Platz auf meinem Handteller. Kein Bild zeigte sich diesmal am Schnittpunkt der beiden Balken. Völlig normal lag es vor meinen Blicken.
Und trotzdem war ich davon überzeugt, daß es manipuliert wurde. Es besaß einen anderen Glanz, er kam mir dunkler vor, so dunkel wie die Kraft der Großen Mutter, Liliths Geist lauerte…
Jane war schon vorgegangen. Sie hielt sich dicht an den Mauern und Zäunen der Grundstücke, weil dort mehr Schatten herrschte und sie nicht so leicht entdeckt werden konnte.
Ich blieb hinter ihr.
Wir passierten die Bäume an den Rändern des Gehsteigs. Rechts von uns lag die tiefe Dunkelheit über den Gärten. Wenn wir zum Himmel schauten, funkelte dort kein Stern. Die Gestirne hatten sich hinter schweren, düsteren Wolken versteckt.
Die Stunde der Finsternis war angebrochen, und das im doppelten

Sinne des Wortes.
Hin und wieder vernahmen wir einen lauten Ruf, der uns aber nur als schmales Echo erreichte. Die Bewohner hatten sich mit dem Stromausfall nicht abgefunden.
Wagen huschten über die vor uns liegende Kreuzung. Einmal wurde gehupt.
Wir gingen weiter.
Keine Hexe zeigte sich, und als wir die Kreuzung erreichten, blieb Jane stehen.
»Nach links oder rechts?« fragte ich.
»Das ist die Frage«, erwiderte sie flüsternd und schaute sich, ebenso wie ich, um.
Die Umgebung blieb gleich. Große Grundstücke, breite Häuser, weit von der Straße weggebaut.
Und keine Fußgänger.
Wir waren die einzigen.
Jane schüttelte sich plötzlich, als wäre sie von einem regelrechten Schauerschock erfaßt worden.
»Was hast du?«
»Wir sind näher dran.«
»Tatsächlich? Wo?«
Jane hob die Schultern. »Genaueres kann ich dir auch nicht sagen, John, aber ich spüre sie. Ich möchte bei mir wirklich nicht von einem Hexenblut sprechen, aber etwas ist zurückgeblieben, da reagiere ich wie ein Seismograph. Sie kommen auf uns zu. Sie müssen einfach das Haus verlassen haben.«
»Und du weißt nicht, wo es sich befindet?«
»Nein…« Die Antwort klang zögernd, denn Jane hatte bereits den rechten Arm gehoben und deutete schräg über die Straße hinweg. »Aus dieser Richtung ist mein Empfinden stärker.«
»Dann gehen wir hin.«
Jane bestätigte dies durch ein Nicken. Bevor wir die Straße überquerten, schauten wir nach rechts und links. Die Fahrbahn war leer.
Und doch vernahm ich ein schabendes Geräusch. Ich drehte mich um, das war ein Fehler, denn so sah ich die Gefahr nicht. Dafür aber Jane.
»John, da!« Sie stieß mich an, ich wirbelte herum und sah den Gullydeckel, der über den Boden schwebte, aber von keiner Hand gehalten wurde. Er hatte sich selbständig gemacht.
Dann jagte er los. Wie ein schwerer Diskus fegte er auf uns zu, wir warfen uns beide zur Seite, und ich hörte, wie Jane einen Bannspruch schrie. Ein paar rauhe Worte nur, mehr konnte sie nicht tun. Ich schaffte es auch nicht rechtzeitig, das war zum Glück nicht nötig. Der

Bannspruch zeigte Erfolg.

Raketengleich stieg der Gullydeckel vor uns in die Höhe, als wollte er im Himmel verschwinden.

Vor dem Erreichen der Wolkendecke zerplatzte er wie ein Stern und wart nicht mehr gesehen.

Jane kniete auf der Straße, während ich aufstand. Sie beugte ihren Kopf erst nach vorn, dann warf sie ihn zurück, und ein mir fremd vorkommendes Lachen drang aus ihrer Kehle, das in der Finsternis verhallte.

Noch immer kniend drehte sie den Kopf und schaute mich an, als ich neben ihr stehengeblieben war.

»Geschafft, John Sinclair! Ich habe es tatsächlich geschafft! Hörst du? Geschafft!«

»Ja, ich sah es.«

»Sie haben alles versucht!« flüsterte sie. »In Alcatraz wollten sie mich hinrichten, sie hatten mich schon am Boden gehabt, aber sie schafften es nicht, mir alles aus meinem zweiten, schrecklichen Leben zu nehmen. Noch verfüge ich über Kräfte. Nicht zu stark, aber sie sollten reichen, um einen leichten Hexenzauber abzuwehren. Hörst du?«

»Natürlich. Das finde ich auch gut. Nur - wie wird es sein, wenn du deinen ehemaligen Hexenschwestern direkt gegenüberstehst. Kannst du deine Kräfte dann auch einsetzen?«

»Das weiß ich eben nicht.« Sie zog sich an meiner Hand hoch. »Jetzt geht es mir besser«, sagte sie und atmete auf. »Ein großer Teil des Drucks ist gewichen. Komm, wir werden sie finden.«

»Augenblick noch«, sagte ich und zeigte auf den deckellosen Gully. »Er bedeutet eine Gefahr. Wie leicht kann man ihn in der Dunkelheit übersehen, wir…«

»Ist das jetzt wichtig, John?«

»Ja. Ich muß irgend etwas finden, das ich über das Loch legen kann. Warte hier.«

Ich wollte mich auf einem der Grundstücke umsehen. Vielleicht fand ich Bretter oder eine Platte.

Während ich den Gehsteig betrat, blieb Jane auf der Straße stehen und drückte ihr Haar zurück, das vom Wind erfaßt wurde. Auch sie wollte nicht länger still und stumm dastehen. Der letzte Erfolg hatte ihr Mut gegeben.

Sie ging auf den deckellosen Gully zu, blieb direkt davor stehen, schaute hinein und sah den wallenden Dampf.

Das war kein natürlicher, feuchter Nebel, etwas anderes mußte da unten lauern.

Ich hörte Janes Ruf, als ich dabei war, eine Mauer zu überklettern.

»John, bitte.«

Ich sprang wieder zurück, betrat die Straße, wollte zu ihr hin und sah

plötzlich die beiden Hände, die qualmumhüllt aus der Öffnung hervorstachen.

Eine Hand hielt ein Messer. Und das erwischte Jane Collins!

***

Die Conollys blieben allein zurück, und ihnen war nicht gerade wohl in ihrer Haut. Als Bill das Haus betrat, befand sich seine Frau noch im Wohnraum. Sie schaute ihn ängstlich an. Die Terrassentür hatten sie noch nicht geschlossen, nächtliche Kühle strömte in das Zimmer und ließ die Kerzenflammen flackern.

»Sind die beiden weg?«

»Ja.«

»Hat John seinen Bumerang mitgenommen?«

Bill schüttelte den Kopf. »Den hat er vergessen.«

»Das ist schlecht.«

»Na ja, er wird schon zurechtkommen.« Bill war optimistisch. Er nahm Sheila in die Arme und spürte, daß sie sich schüttelte. »Ich kann das Bild nicht vergessen, von dem John und Jane berichtet haben. Sieben Hexen und die Schlinge. Ist das nicht zu viel?«

»Eigentlich ja.«

»Da kommen sie nicht gegen an. Und dann dieses verfluchte Hexentor, das es auch noch geben soll und von dem wir bisher nichts gesehen haben. Bill, ich werde hier nicht mehr sicher sein können. Wir haben das Haus mit Dämonenbannern versehen, und trotzdem komme ich mir vor wie in einer Falle.«

»Aber die Hexen wollen nichts von uns.«

»Bist du dir da ganz sicher?«

»Ziemlich.«

»Eben, nur ziemlich.« Sheila ging zur Tür.

»Wo willst du hin?«

»Nach unserem Sohn schauen. Er hat doch auch mitbekommen, daß etwas nicht stimmt. Vielleicht hat er Angst, dann will ich ihn wenigstens beruhigen.«

»Ja, tu das.«

Bill blieb allein zurück. Auch er war nervös. Aus einem Kästchen holte er eine Zigarette und zündete sie an einer Kerzenflamme an. Mit dem brennenden Glimmstengel in der Hand trat er an die Terrassentür, um nach draußen zu schauen.

Durch seinen Kopf schössen allerlei Gedanken. Sie drehten sich im Prinzip um den Hexenzauber. Wie stark war er? Man konnte es nicht genau feststellen, weil er des öfteren unterschätzt wurde. Und Hexen waren gerade in den letzten Jahren so in Mode gekommen. Frauen aus der Mittelschicht schlossen sich zusammen. Oft Personen, die beruflich sehr hart arbeiten mußten, in der Kirche keine Alternative sahen und

sich diesen heidnischen Bünden anschlossen, um dort die Beschwörungen und Rituale primitiver Religionen durchzuführen. Wenn Bill ehrlich war, mußte er zugeben, daß die Historie der Menschheit nicht nur Positives hinterlassen hatte. Es waren gerade die dunklen Schlünde und Abgründe der Vergangenheit, die den Menschen von heute so anzogen.

Bill spürte den Wind nicht, während er in den Garten schaute. Er kannte jeden Fleck, aber in der Finsternis kam er ihm so unheimlich und verändert vor.

Da schienen Büsche oder Bäume zu stehen, die normalerweise nicht dorthin gehörten. Alles war so anders geworden, so fremd, er konnte sich daran nicht gewöhnen.

Bildete er es sich ein oder hatte ihn bereits der Zauber einer Hexenkraft erreicht?

Sheila hatte das Zimmer ihres Sohnes betreten. Johnny schlief noch nicht. Nadine hockte neben seinem Bett. Sheila schaute in die gelblichen Augen, die trotz ihrer raubtierhaften Art nicht so kalt blickten, weil sie einen menchlichen Touch besaßen.

»Es ist immer noch kein Strom da, Mummy!«

»Ich weiß.«

»Kommt der auch nicht zurück?«

»Doch.«

Johnny setzte sich auf. »Wann denn?«

»Wenn du morgen aufwachst, ist alles wieder in Ordnung, mein Liebling.«

»Schade, wäre doch toll, wenn ich mal so in die Schule gehen könnte. Angst habe ich auch nicht. Nadine bleibt bei mir. Wenn jemand kommt, wird sie mich beschützen. Bestimmt schläft sie wieder bei mir im Bett, Mummy.«

»Das kann sein.« Sheila beugte sich über den Jungen, streichelte ihn und gab ihm einen Kuß. Auch Nadine wurde gekrault, bevor sie das Zimmer verließ.

In Gedanken versunken, schritt sie über den Flur. Die Tür hatte sie nicht geschlossen. Es war ihr schwergefallen, ihrem Sohn Mut zuzusprechen, aber sie war erwachsen. Der Junge sollte von ihren Ängsten nichts merken.

Sheila erreichte das Wohnzimmer. Die Kerzen brannten flackernd und schufen durch die sich bewegenden Flammen immer neue Muster auf dem Boden und den Möbeln.

Nur sah sie ihren Mann nicht. »Bill?«

Sheila bekam keine Antwort. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß Bill von allein verschwunden war, ohne ihr Bescheid zu geben, aber die Terrassentür war nicht geschlossen. Bill hatte sicherlich den Garten betreten, um dort nachzuschauen.

Auch sie ging hinaus.

Den ersten Schritte, den zweiten, da hörte sie plötzlich das Ächzen, blieb stehen und schaute nach links.

Sheila hatte das Gefühl, als würde ihr jemand das Herz aus dem Leibe reißen, so schrecklich war die Szene, die sie sah.

Ihr Mann sollte getötet werden.

Sheila schrie gellend auf!

***

Und auch Jane schrie!

Sie stand dicht am Gullyrand, hatte die beiden Hände zu spät gesehen und natürlich auch das Messer.

Und das berührte sie.

An der Wade spürte sie den Schnitt, als die Klinge den Strumpf durchtrennte und das Fleisch einstach. Das war der Moment, in dem Jane praktisch erwachte.

Sie selbst trat mit dem anderen Fuß zu und hämmerte die Hacke auf das Gelenk der Hand, die das Messer hielt. Ein dumpfer Laut erklang, die Klinge rutschte an ihrer Wade ab, Jane wurde losgelassen, warf sich zurück und fiel hin, als sie ihr verletztes rechtes Bein belastete.

Erst jetzt erreichte ich den Gully. Und die Hexe, die dort gelauert hatte, gab - nicht auf. Sie war noch jung, ich sah, wie sie ihren Kopf über den Rand schob. Ihr dunkles Haar sah aus wie eine Haube, sehr stämmig wirkte sie, und das Gesicht war böse verzogen.

Über die leicht gebogene Klinge ihres Hexenmessers schaute sie hinweg und starrte mir in die Augen.

Ich ließ sie kommen. Sie trug eine erdfarbene Kutte, die Ähnlichkeit mit einem sackartigen Gewand besaß. Sehr schnell konnte sie sich darin nicht bewegen, der Stoff würde sie behindern, wenn sie angriff.

Jane lag auf der Straße. Sie hatte das rechte Bein angezogen und umklammerte ihre Wade.

Jetzt kam die Hexe näher. Sie starrte und funkelte mich an, die Hand mit dem Messer war vorgeschoben.

Ich erwartete sie.

Natürlich hätte ich meine Beretta ziehen und schießen können, das war aber nicht Sinn der Sache. Es gab noch andere Waffen, durch die ich sie schocken wollte.

So holte ich mein Kreuz hervor und hielt es der Hexe entgegen.

Zuerst zuckte sie zusammen, und es sah so aus, als wollte sie sich umdrehen und weglaufen, dann aber überlegte sie es sich, blieb stehen, starrte das Kreuz und mich an, bevor sie anfing, häßlich zu lachen. Nach dem Gelächter fügte sie auch eine Erklärung hinzu. »Nein, Sinclair, nein, nicht mit dem Kreuz!«

»Es schreckt dich nicht?«

»Nie!«
»Weshalb nicht?«
»Lilith!« flüsterte sie. »Lilith, die Große Mutter. Sie hatte auch keine Furcht vor deinem Kreuz, und sie hat uns auch die Angst genommen. Deshalb werden wir auch in der Lage sein, dich zu töten, Geisterjäger. Mit unseren Waffen, mit den Messern und den Hexenkräften können wir dich vernichten. Du kommst nicht weg, du wirst immer der Verlierer sein, das schwöre ich dir.«
Ich konnte es riskieren und warf einen Blick auf den wertvollen Talisman.
In der Tat spürte auch das Kreuz den Fluch der Großen Mutter. Die Stelle in der Mitte sah aus wie verwandelt. Als wäre das Silber verschwunden und hätte grauem Blei Platz geschaffen.
Die Hexe hatte meinen Blick bemerkt. »Schau nur hin!« flüsterte sie.
»Schau genau hin, dann wirst du alles sehen. Alles, was es hier gibt. Das Kreuz, deine Hand, auch mich. Und Angst vor deinem Talisman kenne ich nicht mehr. Die Zeiten sind vorbei.«
Ich war mir da nicht so sicher. Es gab noch eine Chance für mich und das Kreuz. Ich brauchte es nur zu aktivieren, aber das wollte ich nicht.
Ein Wagen kam.
Die Strahlen seiner Scheinwerfer trafen meinen Rücken, glitten auch vorbei und erreichten die vor mir stehende Hexe. Die Helligkeit schien für sie ein Zeichen zu sein, denn sie warf sich plötzlich vor und zielte mit dem Messer auf mich.
Ich riß mein rechtes Bein hoch. Angriffe dieser Art hatte ich oft genug im Training abwehren müssen, und auch hier jagte mein Tritt gegen ihren Unterarm. In diesem Augenblick kam der Wagen näher.
Wir mußten uns bereits voll im Licht der Scheinwerfer abzeichnen, eine hell klingende Hupe schickte ihren Schall über die Straße, und ich warf mich zur Seite, während die Hexe Schwierigkeiten hatte, taumelte und zu nahe an den Gullyrand geriet.
Der nächste Schritt nach hinten ließ sie verschwinden.
Genau in dem Augenblick als der Wagen heran war. Die Person hinter dem Steuer mußte gesehen haben, was geschah, sie ahnte die Gefahr auch und schaffte es, das Auto um den Gully herumzukurven.
Ich lag am Rand der Straße, richtete mich auf, rechnete damit, daß Bremsleuchten aufglühen würden, aber der Mann fuhr weiter. Zuerst noch in einem Zickzack-Kurs, dann normal.
Rechts neben mir saß Jane auf dem Kantstein. Sie wollte nicht, daß ich zu ihr kam, sondern schickte mich zum Gully. »Sieh erst nach, was die Hexe macht.«
»Was ist mit dir?«
»Ich komme zurecht.«
Diesmal holte ich meine kleine, lichtstarke Lampe hervor und

leuchtete in die Tiefe.
Die Hexe war nicht sehr tief gefallen, aber sie hatte Pech gehabt. Regungslos lag sie auf dem schmutzigen Boden. Im Licht der Lampe wirkte sie noch bleicher. Die Hand mit dem Messer sah ich nicht. Sie mußte unter ihrem Körper liegen. Wenn sie Pech gehabt hatte, war ihr das Messer in den Körper gedrungen.
Aber ich sah kein Blut. Möglicherweise war sie nur bewußtlos, aber wir hatten einen Gegner weniger.
»Lebt sie noch?« rief mir Jane fragend zu.
»Ich weiß es nicht.«
»Verflixt, John«, sagte sie ächzend. »Die hätte mich umbringen können. Ich hätte es merken müssen.«
»Was macht deine Wunde?«
»Das Messer ist nicht sehr tief in die Wade gefahren. Mehr eine Fleischwunde.«
Ich schaute mir den Schnitt an. Er war tatsächlich nicht allzu tief in die Wade hineingefahren. Nur noch wenig Blut quoll aus der Wunde.
»Kannst du laufen?«
Sie lachte scharf. »Ob ich es kann, John, ist nicht die Frage. Ich muß laufen. Wir müssen dieses verfluchte Haus finden oder diesen komischen Keller.«
»Ich will nicht, daß du bei mir bleibst. Du bist zu sehr behindert, Jane!«
»Mitgegangen, mitgefangen«, antwortete sie hart. »Ich lasse mich nicht zurückdrängen.«
Ich kannte ihren Dickkopf und wußte, daß es keinen Sinn hatte, wenn ich weiterhin versuchte, sie zu überreden. Schließlich nickte ich. »Okay, du gehst so weit mit, bis du mir sagen kannst, wo sich das Hauptquartier der Hexen befindet.«
»Einverstanden!«
Von allein kam sie nicht hoch. Ich zog sie in die Höhe. Sie biß die Zähne zusammen und stützte sich nur mehr auf ihr linkes Bein. Das rechte belastete sie nicht.
Und so gingen wir weiter. Ein schon angeschlagenes Duo, trotzdem optimistisch.
Jane stöhnte nicht. Sie zog das rechte Bein nach. Schweiß lag auf ihrem Gesicht, und sie konzentrierte sich gleichzeitig auf den zentralen Punkt, während ich die Umgebung im Auge behielt und daran dachte, daß wir sieben Hexen gesehen hatten.
Eine davon war ausgeschaltet.
Blieben noch sechs.
Es war etwas belebter geworden. Wir sahen an einem Haus mehrere Personen zusammenstehen, die meisten davon mit Taschenlampen ausgerüstet, mit denen sie die Umgebung ableuchteten und sich

darüber beschwerten, daß der Strom noch immer nicht kreiste.

»Da werden sie lange warten können«, sagte Jane gepreßt. »Die Große Mutter nutzt doch so etwas aus. Wir müssen übrigens auf die andere Seite, John.«

»Spürst du es?«

»Ja, das Haus ist nicht mehr weit.«

»Haus oder Zentrum?«

»Das ist gleich.«

Wir hatten die andere Seite der Straße erreicht. Ein Lieferwagen rollte an uns vorbei. Der Aufschrift nach zu urteilen, gehörte er zu den Stadtwerken. Die Männer darin würden sich wundern, wenn sie keinen Erfolg hatten.

Zwar lagen die Grundstücke stets dicht beisammen oder nebeneinander, aber es gab auch hin und wieder schmale Wege, die wie enge Täler in die einzelnen Geländeabschnitte hineinstachen.

Vor einem dieser Wege stoppte Jane. »Ist es hier?« fragte ich.

»Ja, laß uns hineingehen.«

Der Weg lag im Dunklen. Kein Lichtschein traf ihn. Ein Tunnel, ein unheimlicher Gang, so kam er uns vor. Rechts von uns begleitete uns eine höhere Mauer, links wurde der Pfad von einer dichten Hecke abgegrenzt. Er war gewissermaßen ein Durchgang zu einer anderen Straße und auch der Pfad, der zu einem Haus führte, das quer gebaut zu den anderen Villen stand.

Wir sahen es am Ende des Weges. Es war von einem verwilderten Grundstück umgeben, dessen Maschendrahtzaun fast am Boden lag. In allen Einzelheiten war das Haus für uns nicht zu erkennen. Es kam uns eher vor wie ein hochragender kompakter Schatten, in dem es matt blinkte. Das waren die Scheiben der Fenster.

Hinter keiner brannte Licht, und im Erdgeschoß sahen wir selbst die Fenster kaum.

Jane stützte sich auf mich. »Ich spüre es, John!« hauchte sie. »Wir sind am Ziel. Das ist es.«

Ich schaute zurück. Wohl fühlte ich mich nicht. Wenn die Hexen mit Messern bewaffnet waren, konnten sie diese auch schleudern. Und es war ihnen dabei egal, ob sie ihre Waffen in die Rücken der Menschen warfen oder nicht.

Die anderen Villen standen ziemlich weit entfernt. Wir sahen die rechte, und dort auch nur das Dach, das wie ein großer Schatten in die Dunkelheit führte.

»Wo willst du bleiben?« fragte ich Jane.

Sie schaute mich an und wollte lächeln, es mißlang aber. Die Schmerzen waren wohl zu groß. »Jetzt bin ich schon so weit gekommen, ich gehe auch noch weiter.«

»Jane, du…«

»John, du brauchst mich und meine Kräfte. Denk an den verdammten Gullydeckel.«
»Okay, dann weiter!«
»Sobald wir alles geschafft haben, verspreche ich dir…« Sie verstummte, weil ihr wohl klargeworden war, daß die Chancen nicht gerade optimal standen.
»Kann das Haus auch das Tor sein, von dem du immer geredet hast?« fragte ich sie.
»Das ist möglich.«
»Wie hast du es denn gesehen?«
»Ich habe es nicht gesehen. Ich kenne es nicht, aber ich bin sicher, daß es noch kommt. Die Große Mutter muß etwas tun. Lilith kann nichts so ohne weiteres hinnehmen.«
»Da sagst du was.«
Wir hatten das Grundstück erreicht. Es war nicht schwierig, es zu betreten. An zu vielen Stellen war der Zaun eingerissen oder zu Boden gedrückt worden.
Das Haus! dachte ich. Wie lange hatte es bereits hier gestanden. Ein altes zwar, aber ansonsten völlig normales Gebäude, an dem nichts Unheimliches zu finden war, außer der Tatsache, daß es wohl leerstand, denn kein Besitzer hätte den Garten so verkommen lassen.
Und jetzt nistete das Böse darin. Es war zu einem Nest geworden, vielleicht die Basis für das geheimnisvolle und gefährliche Hexentor, das Jane erwartete.
Ungewöhnlich hoch wuchs das Unkraut. Es schleifte an unseren Beinen entlang. Der Boden war weich. Abfälle lagen als kleine Müllhalden verteilt. Wilde Büsche wuchsen so hoch, daß sich jemand dahinter verstecken konnte, ohne gesehen zu werden.
Jane hatte Schwierigkeiten beim Laufen. Ich stützte sie noch stärker ab, was sie mit einem dankbaren Nicken quittierte.
Irgendwann mußte auf dem Grundstück mal eine Terrasse gestanden haben. Reste davon waren noch erhalten. Viereckige Platten, die sich noch dunkler vom Untergrund her abhoben.
Dort genau blieben wir stehen.
Der Nachtwind strich über das Grundstück. Er bewegte das Unkraut und auch die biegsamen Zweige der Büsche, die sich vor uns zu verbeugen schienen.
Wo lauerten die Hexen?
Hatten sie sich allesamt im Haus versammelt, oder waren sie noch unterwegs?
Auch das hohe Gras bot gute Versteckmöglichkeiten. Sie brauchten sich nicht einmal flach hinzulegen, nur zu ducken.
Ich suchte einen Platz für Jane, wo sie sich verbergen konnte. Sie hatte auch nichts dagegen. Der Zufall kam uns zu Hilfe. Nicht weit

entfernt ragte ein Baumstumpf aus dem Boden. Er hatte sicherlich früher einmal als Sitzplatz gedient und stand auch gut gedeckt.

»Willst du hierbleiben?«

Jane nickte. Sie humpelte auf den Stumpf zu und ließ sich nieder. Bevor ich gehen konnte, hielt sie mich noch einmal fest. »John«, sagte sie eindringlich und die Schmerzen dabei nur mühsam unterdrückend. »Was du vorhast, ist kein Spaziergang. Du kämpfst gegen die Große Mutter, das sollte dir Warnung genug sein. Sie hat dein Kreuz manipuliert, sie wird es ganz ausschalten wollen.«

»Das schafft sie nicht.«

»Mag sein, aber das Hexentor wird sich öffnen. Da sehe ich schwarz, unterschätze bitte seine Macht nicht.«

»Ich werde daran denken. Wie sieht es denn bei dir aus? Spürst du die Nähe der Hexen?«

»Nein, im Moment ist alles ruhig.«

»Dann sind sie in Erwartung dieses Tores?«

»Das glaube ich auch.«

Bevor ich ging, streichelte ich über Janes Haar. »Wir werden es schon schaffen, du sollst hier in London in Ruhe leben können. Hast du eine Waffe?«

»Nur meine Kräfte.«

»Dann gebe ich dir die Beretta!«

Sie wollte erst nicht, aber ich hatte noch den Dolch und auch mein Kreuz.

Als Jane sie in der Hand hielt, lachte sie leise auf. »Wie lange ist es her, daß ich eine mit geweihten Kugeln geladene Pistole gehalten habe? Meine Güte, ich kann mich nicht daran erinnern.«

»Aber du fürchtest dich nicht davor?«

»Nicht mehr.«

»Gut, halte die Augen offen.« Ich ließ sie allein und spürte den Druck im Magen. Es war schon ein verdammt komisches Gefühl für mich, auf das Haus zuzugehen und Jane Collins allein zurückzulassen. Bei einer anderen Person hätte ich mich das nicht getraut, aber ich wußte bei Jane, daß ich mich auf sie verlassen konnte. Sie stand dem Bösen und ihrem ehemaligen Leben aggressiv gegenüber.

Zum Eingang führte ein Weg. Zwar mit Moos bedeckt und von Unkraut überwuchert, aber dennoch zu erkennen. Allmählich zeichnete sich auch die Tür in der Hausmauer ab.

Sie war ziemlich breit, aber auch hoch und besaß trotz ihrer großen Ausmaße nur einen Flügel. Hinter den Fensterscheiben mußten dunkle Vorhänge hängen, denn ich konnte die Scheiben kaum erkennen.

Vor der Tür blieb ich stehen. Nichts war zu hören, nur das leise Rauschen des Windes, wenn er über das leere Grundstück fuhr.

Ich hatte schon oft vor geheimnisvollen, alten Häusern gestanden,

um sie zu durchsuchen. Stets überkam mich dabei ein Gefühl der Spannung und des inneren Drucks.

Hier war es nicht anders, und dieses Gefühl steigerte sich noch, als ich die Hand auf die Klinke legte, sie nach unten drückte und hoffte, daß nicht abgeschlossen war.

Ich zog die Tür auf.

Sie gab ein häßliches Knarren von sich, das mir entgegenschwang und auch durch die große Halle wehte.

Ich drückte die Tür nur so weit auf, daß ich hindurchschlüpfen konnte.

Kaum hatte ich mich über die Schwelle gedrängt und war in den flackernden Lichtschein getreten, der auch über den Hexenstern und den Kreis am Boden zuckte, als ich die krächzende und gleichzeitig höhnische Stimme eines alten Weibes vernahm.

»Tritt ein, Geisterjäger, wir haben dich erwartet…«

***

Wie ein Dieb in der Nacht schlich Bill Conolly durch seinen eigenen Garten, wobei er sich allerdings dicht an der Hauswand hielt, denn er wollte nicht unbedingt gesehen werden.

Links von ihm lag das Fenster. In ihm spielgelte sich sein Schatten, als er so leise wie möglich seine Schritte setzte und weiterging.

Nirgendwo brannte Licht. Nur im Zimmer bewegte sich flackernd und geheimnisvoll der Schein der Kerzen, um ständig neue Muster zu schaffen, die durch den Raum huschten.

Bill erreichte die Hausecke. Eine Regentonne stand dort, um das weiche Wasser einzufangen.

Und hinter der Tonne schoß sie hoch.

Der Reporter sah den Schatten und auch etwas blitzen, das eine Verlängerung der Hand bildete.

Er war Fachmann genug, um zu erkennen, worum es sich bei diesem Gegenstand handelte.

Um ein langes Messer, das von einer Hexenhand gehalten wurde und Bill töten sollte.

Die Regentonne rettete ihn zunächst.

Als sich die Hexe vorwarf, um Bill das Messer in die Brust zu stoßen, fiel sie gegen die Tonne, die bis über die Hälfte mit Wasser gefüllt und dementsprechend schwer war. Sie kippte praktisch nach vorn, der Arm raste zwar nach unten, aber die Klinge schrammte nur an der Außenhaut der Tonne entlang.

Bill sah seine Chance. Er hatte beide Hände zusammengelegt und hämmerte sie in den Nacken der Angreiferin. Sie fiel nach vorn und tauchte mit dem Kopf zuerst in die Tonne.

Erledigt war sie damit nicht. Als der Reporter sie hochreißen wollte,

schleuderte sie bereits ihren Körper in die Senkrechte. Bill stemmte sich gegen die Tonne. Er hatte sie umkippen wollen, das war nicht möglich.

Wasser ist zu schwer.

Dann mußte er wieder zurück, weil die Angreiferin abermals ausholte.

Sie war naß geworden. Das Wasser lief aus ihren Haaren, hatte einen Teil der Kleidung aufgeweicht, sie selbst jedoch nicht abgekühlt.

Bill sprang von der Hauswand weg. Fauchend folgte ihm die Frau. Die Hand mit der Messerklinge bewegte sich hektisch vor und zurück. Die Klinge kam dem Reporter wie eine Schlange vor, die nicht wußte, ob sie nun zustoßen sollte oder nicht.

Plötzlich riß die Frau den Arm hoch. Gleichzeitig sprang sie vor, wollte die Klinge von oben nach unten auf den Mann niedersausen lassen. Sie war keine geschickte Messerkämpferin, was ihr an Übung fehlte, versuchte sie, durch Kraft auszugleichen.

Bill ging in den Hieb hinein. Er hatte seinen Arm in die Höhe gerissen, ihn gleichzeitig angewinkelt und hieb gegen den Unterarm der fallenden Messerhand.

Die Frau keuchte, sie schrie nicht, obwohl sie Schmerzen haben mußte.

Zudem taumelte sie an Bill vorbei, ihr Gesicht war verzerrt, das Messer hielt sie fest wie einen Rettungsanker, und Bill schleuderte sie zu Boden, wo sie sich zur Seite drehte, auf dem Rücken liegenblieb und anfing zu keuchen.

Bill glaubte, der Sieger zu sein. Er schluckte, seine Knie zitterten, als er neben der Geschlagenen stehenblieb und sich nach vorn beugte. Er war zu siegessicher. Das merkte er, als es zu spät war. Sie trat plötzlich zu, stieß das angewinkelte Bein hart und zielsicher nach vorn, so daß Bill an einer empfindlichen Stelle erwischt wurde. Er ging in die Knie, Schmerz raste durch seinen Körper, machte ihn bewegungsunfähig, während die Hexe wieder hochkam.

Diesmal schneller.

Und sie hatte das Messer.

Als sie zustach, fiel Bill. Die Klinge verfehlte ihn nur knapp, der Körper aber rammte ihn und gab dem Mann noch den nötigen Schwung, um ihn zu Boden zu schmettern.

Sie fiel auf ihn. Ihre Knie stießen noch einmal in den Leib des Reporters, der sich krümmte, aber seinen Blick auf die Klinge fixiert ließ, die dicht vor seinem Gesicht erschien.

»Alle Freunde Sinclairs müssen sterben, alle!« Voller Wut sprach die Hexe die Worte. Ihre Augen flammten, der Mund zuckte, die Winkel bewegten sich nach unten. Mit der Linken wollte sie Bills Arme zur Seite drücken, in der Rechten hielt sie das Messer und drehte die

Klinge parallel zur Kehle, damit sie hineinschneiden konnte.

Der Reporter spürte, daß seine Kräfte allmählich erlahmten. Da werden Weiber zu Hyänen, schrieb Schiller in seiner Glocke. Conolly dachte an die Worte, als er in höchster Lebensgefahr schwebte und es nicht schaffte, die Hand mit dem Messer zur Seite zu drücken.

Sie war besessen, sie hatte einen Auftrag bekommen, den Feind zu vernichten, und sie führte ihn aus bis in die letzte Konsequenz.

Bill erkannte erst jetzt richtig, wie breit die verdammte Klinge war. Das Gesicht dahinter verschwand. Noch hatte sie seine Haut am Hals nicht berührt, es waren vielleicht nur Millimeter, die fehlten, die den Reporter vom Tod trennten.

Und genau dies sah auch Sheila. Sie befand sich zu weit entfernt, zudem hatte der Schock sie erstarren lassen. Als sie sich endlich in Bewegung setzte, war es zu spät. Nie hätte sie ihren Mann vor dem Tod retten können.

Eine andere war schneller!

Nadine, die Wölfin!

Sheila erkannte nur einen Schatten, als sie an ihr vorbeiraste, die Entfernung mit gewaltigen Sprüngen überbrückte, sich aus dem Lauf abstieß und ihren mächtigen Körper gegen die auf dem Reporter liegende Hexe wuchtete.

Damit hatte sie nicht gerechnet. Dieser Aufprall riß sie nicht nur zur Seite, sie wurde auch auf den Boden geschleudert und kam nicht mehr dazu, ihre Waffenhand herumzudrehen, um den Reporter abermals zu attackieren.

Da war die Schnauze des Wolfes, die zielsicher nach dem rechten Gelenk schnappte und zubiß.

Nicht durchbiß, aber der Frau so starke Schmerzen zufügte, daß sie die Faust öffnete und ihr das gefährliche Messer aus der Hand rutschen konnte. Neben der Hand blieb es liegen.

Auch die Hexe lag starr. Sie hütete sich, auch nur eine Bewegung zu machen, denn das Knurren der Wölfin sagte ihr genug. Zudem starrten die beiden Augen sie scharf an, zwischen Hand, Haut und Zähnen drangen Blutstropfen hervor.

Bill war aufgestanden, auch Sheila stand mittlerweile neben ihm und mußte ihn stützen, der Reporter hatte einfach noch zu weiche Knie. Erst jetzt spürte er die Nachwirkungen. Wie Schüttelfrost rann es durch seinen Körper.

»Soll ich dich hineinbringen?« fragte Sheila.

»Nein, nimm das Messer und geh schon vor.«

»Was willst du?«

»Ich kümmere mich um die Frau.«

»Bringst du sie zu uns?«

»Ja.«

Sheila nickte. Sie hob die Klinge auf und hielt sie von sich weg, als hätte sie vor ihr Angst. Ihr Gesicht war ausdruckslos, die Bewegungen wirkten steif, als sie sich auf den Weg ins Haus machte, wo noch immer die Kerzen brannten.

Bill hatte sich inzwischen wieder gefangen. Neben der Hexe blieb er stehen. Sie schauten sich an. Sie mit einem verzerrten Gesichtsausdruck, Bill eher gespannt.

»Ich werde der Wölfin sagen, daß sie dich loslassen soll«, erklärte Bill.

»Wir gehen anschließend ins Haus.«

»Was willst du da?«

Bill verzog den Mund. »Mich mit einer Person unterhalten, die mich umbringen wollte.«

»Ich werde nichts sagen.«

»Das wollen wir erst einmal abwarten.« Bill nickte der Wölfin zu, die alles genau beobachtet hatte. »Laß sie los!«

Nadine zog ihre Schnauze zurück. Die Hexe konnte sich wieder frei bewegen, stand aber noch nicht auf, und Bill mußte sie anstoßen, bis sie sich bequemte, auf die Füße zu kommen.

»Du kennst den Weg!« sagte Bill, als er auf die Terrassentür deutete.

»Und denk dir keine Tricks aus. Die Wölfin wird dich genau im Auge behalten, das kann ich dir versichern. Sie ist schneller als jeder Mensch und, wenn ich will, auch so tödlich wie ein Killer.« Bill hatte bewußt übertrieben, er wollte der Hexe klarmachen, daß sie sich keine Chancen auszurechnen brauchte.

Sheila hatte schon auf sie gewartet. Im Schein der Kerzen konnten die Conollys ihren unwillkommenen Gast besser erkennen. Es war eine Frau in mittleren Jahren. Die Haare und die obere Hälfte der Kleidung klebten vor Nässe. Im Gesicht war die Augenschminke verlaufen und rann an den Wangen nach unten.

Der Ausdruck zeigte Härte und Unnachgiebigkeit. Mit dieser fanatischen Frau würden sie es nicht leicht haben.

Bill schloß die Tür.

Die Wölfin wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie blieb in der Nähe, legte sich zwar auf den Boden, ließ die Hexe aber nicht eine Sekunde aus den Augen.

Bill streichelte das Tier, das sein Leben gerettet hatte. Sheila wäre niemals so schnell dagewesen.

Er sah keinen Grund, der Hexe einen Platz anzubieten. Sie stand steif auf dem Fleck, hielt die Hände vor ihrem Körper zusammen und schaute ins Leere.

»Weshalb hast du mich töten wollen?« fragte er.

»Lilith wollte es so. Du gehörst zu ihm.«

»Zu John Sinclair?«

»Ja.«

Bill lachte. »Nein, ich gehöre nicht zu ihm…«

»Aber du bist sein Freund. Wie auch Jane Collins eine Freundin von ihm ist.«

»Das stimmt allerdings.«

»Wir werden alle töten müssen!«

»Wer ist wir?«

»Die Dienerinnen der Großen Mutter!« erklärte sie nicht ohne Stolz.

Überhaupt war Bill von der Gesprächigkeit dieser Person überrascht.

Daß sie so redete, ließ auf eine große Sicherheit schließen.

»Ihr dient also Lilith.«

»Ja, der Großen Mutter.«

»Habt ihr sie gesehen?«

»Noch nicht, aber sie wird sich uns zeigen.«

»Durch das Hexentor?«

Bill hatte die Frage so einfach dahingesprochen, doch die Frau zuckte zusammen. »Du… du weißt davon?«

»Sicher. Nicht nur ihr wartet darauf, daß sich das Tor öffnet. Auch wir.«

Plötzlich begannen ihre Augen zu leuchten. Ihr Lachen klang scharf und abgehackt. »Das Tor ist für Menschen tödlich. Liliths Welt ist nur für uns gut, begreift das endlich.«

»Wann erscheint es?«

»Um Mitternacht.«

»Und wo?«

»Hast du nicht bemerkt, daß es sein Kommen bereits angekündigt hat? Ihr seid alle ohne Licht. Die Kraft der Hexe ist stärker. Die Urmutter steht über den Gesetzen der Physik. Sie setzt die Magie ein, um alles an sich zu reißen.«

»Auch Menschen?«

»Das Tor wird die Feinde verschlingen, den Dienerinnen aber wird es Kraft geben«, erwiderte sie orakelhaft.

»Du bist also nicht allein?«

»Nein.«

»Wie heißt du?«

»Loretta!«

»Und die anderen sechs Hexen?« fragte Bill. »Wo kann ich sie finden? Ich weiß, daß ihr zu siebt seid, und ich weiß auch, daß ihr euch in der Nähe aufhaltet. Du bist zu Fuß gekommen, kein Wagen hat dich gebracht. Wo kamst du her?«

Loretta schwieg.

Bill trat auf sie zu und packte sie am Kragen ihres sackähnlichen Gewandes. Auch Nadine erhob sich. Sie spürte, daß es in den nächsten Sekunden darauf ankam.

»Ich habe euch gesehen!« flüsterte der Reporter. »Ich habe euch verdammt genau gesehen. Du kannst dir keine Ausrede mehr einfallen lassen. Deshalb frage ich dich. Wo habt ihr euch verkrochen? Wo befindet sich euer verdammtes Versteck?«

»Nicht weit weg!«

»Genauer!«

»In einem Haus.«

Er schüttelte sie durch. Auch die Wölfin spürte, daß es jetzt auf eine Entscheidung ankam. Sie streckte ihren Körper und stellte sich auf die Hinterläufe, während sie ihre Vorderpfoten gegen den Körper der Hexe stemmte.

»Hier hilft dir auch die Große Mutter nicht oder wie immer ihr diese Person auch nennt!« flüsterte der Reporter. »Hier wirst du genau tun, was ich dir sage.« Bill drückte sie zurück. »Ich habe Lilith gesehen. Sie sah häßlich aus, sie war eine Steinfigur. Und ihr habt sie angehimmelt! Feuer brannte in der Nähe. Es ist ein Keller gewesen oder ein altes Verlies, wo ihr euch versammelt habt. Nicht wahr?«

»Das Stimmt.«

»Wunderbar. Jetzt will ich nur noch wissen, in welchem Haus sich der Keller befindet. Wenn du es vorziehst, zu schweigen, werde ich der Wölfin Bescheid geben, damit sie sich mit dir beschäftigt. Dann wirst du ähnliches empfinden wie ich, als du mir das Messer gegen die Kehle gedrückt hast.«

Die Drohung wirkte. Loretta schielte auf Nadine, die sich noch immer gegen sie stemmte und nur darauf zu warten schien, daß Bill den entsprechenden Befehl gab.

»Wirst du reden?«

Der Blick bekam einen tückischen Ausdruck. Dieses Weib hatte etwas in der Hinterhand, von dem Bill nicht wußte, was es war. Sie vertraute voll und ganz auf Lilith, ein Fehler war dies nicht aus ihrer Sicht, denn dieser erste gefallene Engel besaß eine unwahrscheinliche Macht. Allein schon daran zu erkennen, daß es der Großen Mutter gelungen war, Johns Kreuz zu manipulieren.

Sie redete plötzlich wie ein Automat. »Das Haus ist nicht weit entfernt. Wir haben es uns ausgesucht, es steht leer, niemand will es haben, der Makler wollte es erst nicht vermieten, doch wir überredeten ihn. Jetzt besitzen wir es und haben dort unsere Beschwörungen durchgeführt.«

»Bill, das ist die alte Villa!« rief Sheila laut und in die Worte der Hexendienerin hinein.

Der Reporter ließ Loretta los. Auch die Pfoten der Wölfin rutschten ab.

Die Hexe ging zwei Schritte zurück, blieb stehen und wischte über ihr Gesicht.

»Stimmt es?«
Sie nickte.
Bill schaute seine Frau an. »Es ist wirklich nicht weit. Ich kann in gut drei Minuten dort sein, wenn ich den Wagen nehme.«
»Nein, geh zu Fuß.«
»Okay, das kann ich auch. Dann muß ich mich nur beeilen.« Bill lief aus dem Raum.
Sheila rief ihm etwas nach. Sie befürchtete, daß er jetzt schon verschwinden würde, aber der Reporter hatte nur seine mit Silberkugeln geladene Waffe geholt.
»Was machen wir mit ihr?« fragte Sheila.
»Ganz einfach.« Bill schaute die Fremde hart an. »Sie liebt doch Keller so sehr. Auch wir haben die entsprechenden Räume. Zwar nicht so alt und voll Atmosphäre, aber daran kann ich nichts ändern.« Er hatte nicht nur die Waffe mitgebracht, auch ein Paar Handschellen.
In einem Betonverlies wurde Loretta eingesperrt. Zusätzlich fesselte Bill ihre rechte Hand noch an das einbruchgesicherte Gitter eines Luftschachts. Da hätte die Frau schon die Kräfte eines Riesen haben müssen, um sich von dort zu befreien.
Sie spie vor dem Reporter aus. »Die Hölle wird dich holen, du Verfluchter!«
Bill grinste kalt. »Auch wenn du Gift und Galle spuckst, die Sieger werden wir sein.«
»Nicht gegen die Große Mutter!« rief sie ihm noch nach. »Nicht gegen Lilith!«
Bill dachte über die Worte nach. Im Prinzip hatte sie recht. Nein, nicht gegen Lilith. Es war ein verdammt großes Risiko, gegen sie anzukämpfen, aber sie mußten es eingehen, ihnen blieb keine andere Wahl.
Sheila erwartete ihren Mann mit bangen Blicken. Bill nickte ihr zu und nahm seine Jacke vom Haken. »Du bleibst mit Nadine im Haus. Sie wird dich schützen.«
»Und du stellst dich gegen Lilith?« fragte sie voller Sorge.
Bill zog die Lippen zu einem Lächeln in die Breite. »Nicht ich allein, John ist auch noch da. Jane dürfen wir auch nicht vergessen, meine Liebe.«
Sheila runzelte die Stirn. »Glaubst du wirklich, daß die beiden das Haus gefunden haben?«
»Davon bin ich sogar überzeugt«, erklärte der Reporter. »John hat auf seinem Kreuz die sieben Hexendienerinnen gesehen. Er wird gewußt haben, wo er hinzugehen hat.«
Sheila umarmte ihn. »Sei nur vorsichtig, Bill.«
»Klar. Glaubst du, ich hätte Lust, schon so früh zu sterben? Nein, meine Liebe, das nicht.«

Er ging. Bei seiner Frau hatte er sich mit optimistischen Worten verabschiedet, doch den Druck in seinem Magen bekam er einfach nicht weg. Lilith war nicht nur gefährlich, auch tödlich…

***

Shao lächelte Suko an, als sie ein Bein über das andere schlug und dabei zu einer Zeitschrift griff.

»Ist was?«

»Im Prinzip nicht. Aber ich frage mich, ob es dir nicht besser gefallen hätte, mit zu den Conollys zu fahren.«

»Nein!« erwiderte Suko entschieden. »Irgendwo hat der Mensch auch ein Privatleben. Schließlich ist es John Sinclair, der Jane Collins so lange gekannt hat.«

Shao legte die Zeitung auf die Knie. »Wie stehst du eigentlich zu ihr?«

»Ich weiß nicht.«

»Sei ehrlich.«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es wirklich nicht. Negativ nicht, neutral.«

Shao hob die Schultern. »Ich finde, daß wir ihr helfen sollten. Da müssen wir zusammenstehen. Wenn ich an Magico denke, in dessen Gewalt auch ich mich befunden habe, ist es gewissermaßen eine Verpflichtung, die wir eingegangen sind. Wir müssen zu Jane Collins halten. Wir dürfen sie nicht allein lassen, sonst wird die andere Seite sie zertreten. Jane hat sich nun einmal entschieden, hier in London zu bleiben, Wir müssen uns damit abfinden und sie akzeptieren.«

»Du hängst dich ganz schön rein.«

»Ich kann mitfühlen wie sie leidet.«

»Aber wir können nicht immer auf sie achtgeben«, sagte Suko. »Auch wir haben unsere Fälle.«

»Das weiß ich. Vielleicht kann ich mich auch stärker um sie kümmern. Momentan ist sie ja bei den Conollys gut aufgehoben.«

»Aber nicht für immer«, sagte Suko und verfiel in nachdenkliches Schweigen. Erst nach einer Weile hob er den Kopf und wandte sich mit einer Frage an seine Partnerin. »Was hältst du davon, wenn sich Jane hier im Haus ein Apartment nimmt?«

»Das wäre im Prinzip das beste.«

»Dennoch hast du Bedenken.«

»Ja.«

Shao wartete darauf, daß sich ihr Partner artikulieren würde, was Suko auch tat. »Es geht um folgendes. Wenn Jane, die ja auf der Abschußliste der schwarzmagischen Seite steht, hier wohnt, wächst die Gefahr für die anderen Hausbewohner.«

»Wir leben doch auch hier.«

»Klar, man hat sich gewissermaßen daran gewöhnt. Zudem können wir uns besser wehren, auch wenn es manchmal haarscharf nur danebengegangen ist. Ich denke da an die Tiefgarage, wo man uns doch oft genug aufgelauert hatte.«

Shao zeigte sich kompromißbereit. »Einen Versuch werden wir noch wagen können.«

»Das müßte erst einmal mit Jane abgesprochen werden.«

»Selbstverständlich.«

Suko wollte noch etwas sagen, als sich die Türklingel meldete. Das Geräusch, mit dem keiner von ihnen gerechnet hatte, ließ beide zusammenzucken.

»Erwartest du noch jemand?« fragte Shao.

»Nein.«

Suko war schon auf dem Weg zum Flur und damit zur Eingangstür, um zu fragen, wer etwas von ihnen wollte. Sie besaßen eine Sprechanlage und konnten auch unten in der großen Halle gehört werden.

»Ja bitte, wer ist dort?«

»Powell.«

Suko sprach im ersten Augenblick nichts mehr. »Sie, Sir?«

»Ja, öffnen Sie. Ich muß mit Ihnen reden.«

»Natürlich, Sir.« Suko wußte, daß es etwas dauern würde, bis der Lift ankam. Er ging zurück und informierte Shao.

»Sir James?« Sie schüttelte den Kopf. »Was will er denn bei uns?«

»Kann ich dir auch nicht sagen. Wir werden es aber bald erfahren, verlaß dich darauf.«

»Klar.«

Suko verließ die Wohnung und trat in den Treppenflur, wo er seinen Besucher erwartete.

Es war tatsächlich Sir James, der den Lift verließ, Suko zunickte und ihn in die Wohnung begleitete. Seinen Mantel wollte er nicht ausziehen, denn er hatte keine Zeit, sich länger aufzuhalten.

»Aber setzen können Sie sich, Sir.« Shao bot ihm einen Stuhl an, auf dem sich der Superintendent niederließ. Er schaute die beiden an. »Sie werden von meinem Besuch überrascht sein, aber es gibt einen Grund für mich, zu Ihnen zu kommen.«

»Und der wäre?«

»Sie wissen, Suko, daß John zu den Conollys gefahren ist, um mit Jane Collins zu reden.«

»Das ist bekannt.«

»Er ist auch bestimmt dort angekommen, und eigentlich habe ich die Information nur zufällig erhalten, aber in dem Gebiet, in dem die Conollys ihr Haus haben, hat es einen totalen Stromausfall gegeben, der durch keinen technischen Defekt zu erklären ist, wie ich

inzwischen auch erfuhr. Die Fachleute stehen vor einem Rätsel.«

Shao stand auf. »Magie?« fragte sie.

»Ich gehe davon aus.«

»Und was sagen die Conollys?« erkundigte sich Suko.

Sir James lächelte. »Ich habe versucht, sie anzurufen. Nicht allein das Stromnetz fiel aus, auch bekam ich keinen telefonischen Kontakt. Als Jugendlicher würde ich sagen. Total tote Hose, aber meiner Ansicht nach eine sehr gefährliche.«

»Ja, bestimmt.« Suko war nachdenklich geworden. »Sie möchten also, daß ich mir die Sache mal ansehe und zu den Conollys fahre?«

»Darum wollte ich Sie bitten.«

»Okay, Sir, ich nehme die Harley, damit bin ich schneller.«

»Nicht nur du«, sagte Shao. »Ich fahre mit. Vier Augen sehen mehr als zwei.«

»Machen Sie das unter sich aus«, sagte Sir James. »Ich war eben nur durch den Ausfall der Technik beunruhigt. Leider werde ich im Club erwartet, aber dort können Sie mich immer erreichen.«

Er verabschiedete sich von Shao und Suko. Der Inspektor brachte ihn noch zur Tür.

Als er zu Shao zurückkehrte, befand sie sich im Schlafzimmer und zog sich bereits um. »Verstehst du das?« fragte sie.

»Noch nicht.«

Shao spannte ihren Nierengurt um. »Sir James geht von Schwarzer Magie aus. Da kann er gar nicht mal so unrecht haben.« Sie zählte auf.

»Jane Collins, die Conollys und John Sinclair. Alle unter einem Hut. Was fehlt ihnen noch?«

»Frag lieber, wer fehlt ihnen noch? Das sind wir, meine liebe Shao. Wir fehlen ihnen.«

»Denkst du an eine Falle?«

Suko hob die Schultern. »Ich schließe sie zumindest nicht aus. Wir werden gewaltig auf der Hut sein müssen. Bist du fertig?«

»Gleich.«

Es dauerte nicht einmal mehr eine Minute, da waren die beiden startbereit. Die schwere Harley, die Suko für sein Leben gern fuhr, hatte ihren Platz in der Tiefgarage bekommen. Diese Fahrt, die vor ihnen lag, würde er nicht mit frohem Herzen genießen können, dafür stand einfach zuviel auf dem Spiel…

***

Wer hatte mich erwartet?

Ich schaute in die Halle mit dem flackernden Fackellicht, doch eine Person sah ich inmitten des Spiels aus Licht und Schatten nicht.

»Komm näher, Sinclair! Komm, komm nur…« Die Stimme war ein rauhes Flüstern, und sie fügte noch einen Nachsatz hinzu. »Schließ die

Tür, damit wir unter uns sind.«
Das war mir auch ganz lieb. Sie sollte sich um mich kümmern und Jane Collins draußen in Ruhe lassen.
Ich drückte meinen Arm zurück, die Finger erfaßten die Tür und stießen sie ins Schloß. Es hörte sich an wie das Zuklappen eines Sargdeckels.
Jetzt waren wir unter uns.
Soviel ich mitbekam, besaß der Raum so gut wie keine Einrichtung.
Tische, Stühle und Schränke suchte ich vergeblich. Dafür sah ich die Vorhänge, die wie lange Schatten die Scheiben verdeckten und von der Decke bis zum Boden reichten.
Sehr deutlich war dagegen die Aura zu spüren. Ich hatte das Gefühl, belauert zu werden. Überall befanden sich versteckte Augen, die aus Winkeln und Schatten mich anstarrten, um herausfinden zu können, was ich für ein Mensch war.
Ich stand auf der anderen Seite und würde es auf keinen Fall zulassen, daß die Gegner oder Gegnerinnen das Hexentor öffneten. Natürlich versuchte ich lautlos zu gehen. Manchmal sah ich einen Schatten in der Tiefe der Halle.
Da er sich bewegte, konnte es auch ein Lichtreflex gewesen sein, der sehr schnell wieder verschwand.
Auf dem Rücken spürte ich das Kribbeln. Ein Beweis für meine innere Unruhe.
Die Blicke versuchten vergeblich, den gesamten Raum zu durchforschen. Immer wieder wurde ich getäuscht, manchmal nur durch einen Lichtreflex, der auch hell und glänzend wurde, als wäre er über ein Stück blankes Metall gehuscht.
Metall?
In der Kehle setzte sich etwas zu. Ich erinnerte mich an das Messer der Frau, das sie gegen Jane eingesetzt hatte, als sie aus dem Gully gestiegen war.
Die zweite Haut auf meinem Rücken verdichtete sich, denn abermals blitzten die Klingen auf. Diesmal sah ich sie deutlicher und konnte auch erkennen, daß es sich um Messer handelte.
Sie waren da.
Und sie hatten mich eingekreist. Die Halle bot genügend Verstecke. Sie konnten in einer Nische lauern oder auch in einem Winkel, vielleicht auch nur im Schatten, aber ich stand auf der Verliererstraße und hätte jetzt gern noch meine Beretta besessen.
Vor mir erklangen schnelle, leise, tappende Schritte. Aus der Richtung vernahm ich auch das Schlagen einer Tür.
Danach wurde es wieder still.
Bis das hohl klingende Kichern durch den Raum schwang, als wollte man mich verhöhnen. Jedenfalls hatten sich meine Gegnerinnen zu

einem Nervenkrieg entschlossen.
So etwas hielt ich durch.
Ohne angegriffen zu werden, stoppte ich vor einer Tür. Eine Treppe hatte ich bisher noch nicht gesehen. Möglicherweise lag sie hinter der Tür, über dessen glattes Holz meine Finger schleiften, als ich sie betastete und ein wenig Druck gab.
Sie öffnete sich, schwang wie ein Schatten herum. Ein kühler Luftzug streifte mein Gesicht.
Nur eine Fackel brannte in dem Gang. Früher waren die Wände einmal von Tapeten bedeckt worden. Sie hatten sich teilweise von den Wänden gelöst und lagen am Boden.
Die Fackel steckte in einem Halter. Ihr Licht fiel auf eine Treppe, die in den Keller führte.
Da mußte auch ich hinunter.
Niemand sprach mich an, als ich den Gang betrat. Ich hatte meine Blicke überall und ließ auch die Decke nicht aus den Augen. Die Gefahr konnte von allen Seiten auf mich zustürzen. Aber man ließ mich in Ruhe weitergehen.
Nur die Tür hinter mir schwang wieder ins Schloß. Sehr leise und auch langsam.
Ich atmete ein paarmal tief durch, schmeckte den Geruch der Fackel auf meiner Zunge und stoppte dort, wo die letzte Treppenstufe begann. Die Treppe selbst verschwand im Dunkel, denn das Licht erreichte sie nicht in der gesamten Länge.
Dort mußten sie lauern.
Auf den Rückweg würde ich mich nicht begeben. Das Hexentor war einfach zu wichtig. Jane hatte davor gewarnt. Ich mußte alles tun, damit es nicht entstand.
Mit diesem Vorsatz machte ich mich an den Abstieg. Stufe für Stufe nahm ich, setzte jedesmal den Fuß auf, das Knirschen kleinerer Steine klang fremd in meinen Ohren.
Am Ende der Treppe und fast im Dunkeln mußte ich mich nach rechts wenden, wo ich ebenfalls einen rotgelben Lichtschein bemerkte. Und er befand sich dort, wo auch das Ziel oder das Zentrum dieses alten Hauses lag.
Der Hexenkeller!
Diesmal waren die Schatten keine Einbildung. Sie bewegten sich zwar, doch ich konnte die Menschen erkennen, die lange Kutten trugen, in deren oberer Hälfte sich die Gesichter wie blasse Flecken abzeichneten.
»Komm zu uns, Geister Jäger. Komm her, denn du sollst sehen, wen wir anbeten.«
Das hatte ich bereits gesehen. Die verdammte Statue der Großen Mutter war auf meinem Kreuz deutlich genug zu erkennen gewesen.

Aber ich nahm die Einladung an.
Sie führte mich den Gang hindurch in einen Kellerraum, wo die Flammen düsterer waren und die Schatten länger. Beide umtanzten die Figur, die für Hexen so ungemein wichtig war.
Lilith!
Eine Statue mit großen Brüsten, einem aufgedunsen wirkenden Gesicht, nur in der Form als menschlich zu erkennen, ohne Details geformt, einfach abstoßend.
Lebte sie?
Dieser Gedanke lag nicht so fern, weil ich schon des öfteren lebende Statuen oder Figuren kennengelernt hatte. Diese aber bewegte sich nicht, auch wenn es so aussah, als hellerer Widerschein und düstere Schatten darüber hinweghuschten.
Die anderen kamen aus dem Dunkel des Kellerverlieses. Ich sah sie, ich hörte sie aber nicht, weil sie es verstanden, sich lautlos zu bewegen. Sie stoppten, als sie den Kreis um mich gebildet hatten, und blieben in gebührender Entfernung stehen.
Nur eine kam näher.
Eine alte Vettel. Ich habe nun wirklich nichts gegen alte Menschen, aber dieses Weib widerte mich regelrecht an.
Sie war nicht nur alt, dafür konnte sie ja nichts, sondern auch böse. Von ihr strahlte etwas ab, das mich anwiderte. So stellte man sich tatsächlich eine alte Hexe vor.
Nicht weit von mir entfernt blieb sie stehen. Das Licht fiel von der rechten Seite her gegen ihr Gesicht und ließ es unheimlich wirken.
Mit einer langsamen Bewegung streckte sie ihren rechten Arm aus, bis die Spitze des Zeigefingers auf mich zeigte. »Du bist gekommen, Geisterjäger John Sinclair!«
Die Stimme kannte ich. Es war die gleiche, die ich schon bei meinem Eintritt gehört hatte.
»Ja, ich habe euch gefunden.«
»Woher wußtest du, daß…?«
»Durch mein Kreuz.«
»Ah, ja…« Sie nickte. »Das Kreuz, das gar nicht mehr so viel wert ist, nachdem es die Große Mutter unter ihre Kontrolle gebracht hat. Wie oft hast du dich darauf verlassen? Liliths Magie ist stärker. Unsere Mondkönigin macht den Menschen etwas vor, sie kann sie manipulieren und kontrollieren, sie offenbart sich ihnen auch in ihrer wahren Gestalt, wenn das Hexentor erscheint. Sicherlich hast du von diesem Tor schon gehört - oder?«
»Ja, ich weiß davon.«
»Und trotzdem bist du gekommen?«
»Weshalb nicht? Ich habe keine Angst, und auch nicht vor euch Hexen.«

»Wir sind keine Hexen in dem Sinne.«
»Was seid ihr denn?«
»Dienerinnen. Wir dienen nur. Alles andere kannst du vergessen. Wir dienen.«
»Nur der Großen Mutter?«
»Ja, aber gleichzeitig auch dem, der hinter ihr steht und das Böse auf eine faszinierende Art und Weise verbreitet. Luzifer, der König des ganzen.«
Das war mir alles bekannt. Ich wollte mehr über das geheimnisvolle Hexentor wissen. »Was bedeutet dieses Hexentor für euch? Welch eine Funktion füllt es aus?«
»Soll ich es sagen?« Die Frage hatte die alte Vettel an die übrigen Frauen gerichtet. Sie befanden sich dort, wo die Schatten zwischen dem Licht am dichtesten waren, so daß ich von ihnen kaum etwas erkennen konnte, aber die Messer in ihren Händen reichten mir.
»Ja, Ghislaine!« wurde ihr geantwortet. »Du kannst es ihm ruhig erzählen. Er wird nichts mehr davon haben. Das Hexentor ist zu stark. Er kann ihm nicht widerstehen. Das holt alle in sich hinein, es wird sie in die andere Welt ziehen.«
»Hast du gehört, Geisterjäger? Das Hexentor wird alles an sich reißen, wenn es erscheint. Es reißt hinein, der Tod ist nicht mehr aufzuhalten…«
Ghislaine drehte ihren Kopf und schaute die Statue an. »Durch sie, nur durch sie kann das Hexentor entstehen.«
»Andere wissen es auch!« gab ich zu bedenken.
»Ja, das ist uns bekannt. Deine Freundin Jane Collins, die ehemalige Hexe. Sie war das, was wir noch werden wollen. Sie hat es schändlich verraten.«
»Nein, sie hat nichts verraten!« verteidigte ich Jane. »Sie merkte nur, daß sie manipuliert worden war und auf der falschen Seite stand. Ebenso manipuliert wie ihr. Deshalb schlage ich euch vor, umzukehren. Wendet der Großen Mutter den Rücken zu und zerstört ihr Abbild. Es ist die böse Fratze eines Götzen!«
»Ein herrliches Gesicht!« flüsterte Ghislaine und fragte gleichzeitig:
»Was hast du gesagt? Wir sollen es zerstören?« Ihre Stimme steigerte sich, als sie sich an ihre Schwestern wandte. »Habt ihr gehört, was er vorschlug? Wir sollen sie zerstören? Unsere Große Mutter. Das kann ich nicht zulassen, das ist ein Frevel der Worte. Und so etwas muß bestraft werden. Die Große Mutter nimmt es nicht hin.«
Ghislaine regte sich schrecklich auf. Diese Erregung übertrug sich auch auf die anderen Personen, ich hörte sie sprechen, flüstern, manchmal schreien.
Okay, wenn sie in der Nähe war, wollte auch ich sie sehen. Ich zog die Hand aus der rechten Tasche. Es hinderte mich niemand daran,

und keiner tat mir etwas, als ich das Kreuz präsentierte.

Nur das Sprechen verstummte. Man schaute mich an und ebenfalls das Kreuz bis zu dem Augenblick, als Ghislaine anfing zu lachen. »Da! Da!« rief sie. »Seht euch das verdammte Ding genau an. Starrt hin, meine Freunde. Ihr werdet lachen können. Ihr werdet ihre Macht erkennen. Die Macht der Großen Mutter!«

Es war tatsächlich so, daß sie mein Kreuz genau an der Stelle manipuliert hatte, wo sich die beiden Balken trafen. Diesmal sah ich nicht das Bild der um die Statue herumsitzenden Hexen, ich war ja selbst dabei, dafür erkannte ich ihre Schatten.

Es war ein Hauch des Bösen.

Bläulich und dunkelgrau, gefährlich, unheimlich und manipulierend. Mich durchfloß das Gefühl der Angst und einer Ahnung, daß ich mich möglicherweise zu weit vorgewagt hatte.

Stand ich an der Schwelle zur Niederlage, wie schon einmal, als die Zeichen verschwunden waren? Inzwischen war jedoch viel geschehen.

Ich hatte erfahren, daß ich nicht zum erstenmal lebte, daß mein Kreuz eine Wanderschaft hinter sich hatte und von verschiedenen Personen getragen worden war.

Aber nicht manipuliert.

Nur bei mir…

Mir trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Der Anblick des Kreuzes hatte mich von den übrigen Vorkommnissen abgelenkt. Die Hexendienerinnen waren nähergetreten und hatten den Kreis eng gezogen. Fünf von ihnen wollten einen Blick darauf werfen.

Nur eine wies mit dem gekrümmten Zeigefinger auf die bestimmte Stelle in der Mitte.

Das war Ghislaine!

Das Flüstern der anderen verstummte. Keiner gab mehr einen Kommentar ab. Ghislaine und die Große Mutter waren jetzt wichtig. Die Alte fühlte sich als Vertreterin Liliths auf dieser Erde, denn sie sprach Worte, die für den Fortgang des Geschehens wichtig waren.

»Du bist zu uns gekommen, Mann mit dem Silberkreuz. Es war wichtig, daß du diesen Ort betreten hast. So kann denn Lilith ihre gesamte Macht ausspielen. Sie wird dein Kreuz mit in ihren Zauber hineinziehen, durch deinen Talisman wird das entstehen, auf das wir alle gewartet haben. Das Hexentor!«

Laut hatte sie die letzten Worte gerufen - und erzielte einen Erfolg.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, die Beine würden mir vom Boden weggerissen. Ich starrte ins Leere, sah die Gestalten vor mir verschwimmen.

Sie schienen sich innerhalb des Fackelfeuers aufzulösen und zu weichen, fließenden Gestalten zu werden, die in den Gegenstand hineingezogen wurden, der sich überdimensional und mit den Maßen

des Kellers überhaupt nicht vereinbar vor mir auftat.
Es war das Hexentor!
Janes düstere Prophezeiung hatte sich erfüllt…

***

Die ehemalige Hexe saß auf dem Baumstumpf. Ihre rechte Hand umklammerte den Griff der Beretta. Jane selbst wirkte nervös. Noch immer schaute sie auf die Eingangstür, hinter der John Sinclair verschwunden war, um sich der Großen Mutter zu stellen.
Jane wußte, daß er es verdammt schwer haben würde. Die Kräfte, die sich dort konzentrierten, waren gefährlich. Sie stammten aus einer Zeit, die so lange zurücklag, daß man sie kaum messen konnte. Tief in der Vergangenheit liegend, als das Böse wie ein Flächenbrand über die Erde hinwegraste und erst von den Kräften des Lichts sehr spät gestoppt und verbannt werden konnte.
Aber es kehrte zurück!
Intervallweise lüftete es seine düsteren Geheimnisse, machte sich an Menschen oder Personen heran, die ihm nichts entgegensetzen konnten, weil sie nicht mehr das Wissen besaßen, das ihren Vorfahren möglicherweise zu eigen gewesen war.
Aber Jane wußte es.
Sie war eine echte Hexe gewesen. Zwar stand sie jetzt auf der anderen Seite, doch in ihrem Innern schlummerten noch Kräfte aus vergangenen Zeiten.
Einmal hatte sie es bewiesen, als sie die Fesseln in Flammen aufgehen ließ, die ihr van Akkeren angelegt hatte. Und auch jetzt reagierte sie empfindlich wie ein Seismograph. Als einzige hatte sie die Gefahr bemerkt, die auf die Menschen zukam, wenn sich das geheimnisvolle Hexentor zeigte und seine Kräfte ausspielte.
Noch war es ja nicht zu sehen, aber Jane Collins konnte einfach nicht daran glauben, daß John Sinclair es schaffte, sich gegen das Hexentor zu stemmen. Er war leider nur ein Mensch und keine Maschine. Er würde von der Wucht schwarzmagischer Kräfte zu Boden gedrückt und möglicherweise vernichtet werden.
Man hatte sein Kreuz manipuliert.
Monatelang war nichts geschehen. Da hatte sich die Große Mutter zurückgehalten, bis zu diesem Zeitpunkt, und all die vergangene Zeit hatte sicherlich nur der Vorbereitung gedient, um das Hexentor entstehen zu lassen.
Schrecklich…
Jane konnte nicht mehr sitzenbleiben. Sie erhob sich, der Wind wehte streichelnd gegen sie. Noch immer gab es in der gesamten Umgebung kein Licht. Auch am Himmel funkelte nicht ein Stern. Der Wettergott hatte ein Einsehen mit den Mächten der Finsternis.

Schatten krochen durch den Garten, bewegten sich gespenstisch hin und her.

Zweige zitterten, das Gras verneigte sich, manchmal raschelte altes Winterlaub. Nur hin und wieder hörte Jane Collins Geräusche. Das Hupen irgendwelcher Fahrzeuge oder das Schallen einer Stimme drang zu ihr, als käme es von einem anderen Stern.

Jane schaute auf die Hausfront.

Düster, breit und archaisch kam es ihr vor. Dabei war es nur mehr ein normales Gebäude, aber in ihm steckte ein geheimnisvolles Fluidum, dem sich Jane nicht entziehen konnte.

Mit jeder Faser ihres Körpers spürte sie das Böse innerhalb der Mauern.

Deshalb rann auch ihr eine Gänsehaut über den Rücken. Die Lippen bewegten sich, sie flüsterte Worte, ohne daß sie es eigentlich wollte.

»Bleib dort, komm nicht hervor. Bleib nur da zwischen den Mauern. Ich will dich nicht haben…«

Es war niemand da, der sich um ihre Worte kümmerte. Jane wurde klar, daß sie auf verlorenem Posten stand und huschte plötzlich zur Seite, als sie Schritte hörte.

Hinter einem mit hohem Gras und Unkraut eingefaßten Gebüsch duckte sie sich zusammen.

Fiebernd wartete sie ab. Nur den Arm mit der Waffe schob sie weiter nach vorn, so daß die Mündung zwischen zwei Zweigen hervorschaute wie ein dunkles Auge.

Gesehen hatte sie bisher noch niemanden, aber sie hatte sich auch nicht getäuscht.

Da schlich jemand durch den Garten…

Hatte vielleicht eine der Hexen den Anschluß verpaßt? Jane wurde nervös. Auch das gehörte wieder zu ihrem Menschsein. Sie spürte den Schweiß auf der Stirn, der sich zu Perlen verdichtet hatte. Die Gänsehaut lag auch auf ihren Händen, erreichte die Fingerspitzen, wo sie das Kribbeln spürte.

Der Hals war trocken. Dick breitete sich dort der Kloß aus, den sie zwar hinunterschluckte, der aber ständig hochkam.

Plötzlich war die Gestalt da. Sie wandte ihr einen Teil des Profils zu und auch den Rücken, so daß Jane nicht genau erkennen konnte, um wen es sich handelte.

Jedenfalls war es ein Mann…

Also keine Hexe oder Hexendienerin. Aber was suchte diese Gestalt hier? Ohne Grund schlich mitten in der Nacht niemand durch den Garten eines einsam stehenden Hauses.

Jane Collins ergriff die Initiative. »Rühr dich nicht!« sagte sie mit leiser, aber scharfer Stimme. »Geh keinen Schritt weiter. Ich habe eine Waffe auf dich gerichtet. Hoch mit den Händen!«

Der andere nahm die Arme nicht hoch, dafür gab er eine fragende Antwort. »Bist du es, Jane?«

»Bill?«

»Ja.«

Jane atmete tief durch, stand auf und verließ ihre Deckung, während sich der Reporter umdrehte und ihr entgegenschaute. Die Mündung der Beretta wies zu Boden, als Jane auf Bill Conolly zukam. »Was suchst du denn hier?«

»Dich und John.«

»Wieso? Wir hatten dir doch gesagt, daß du…«

Er winkte ab. »Ich weiß, aber auch ich wurde von einer Hexe angegriffen.«

»Wo?«

»Bei mir zu Haus.« Bill schluckte. »Hör zu, Jane…« Er berichtete von seinem Kampf mit der Frau und auch davon, welche Informationen er bekommen hatte.

»Ja, sie hat dich nicht angelogen«, erklärte Jane Collins. »Das Haus hier ist tatsächlich ein Zentrum.«

»Von was?«

»Die Zentrale des Bösen, Bill. Hinter den Mauern, die das Böse ausstrahlen, halten sich die Menschen verborgen, die der Großen Mutter huldigen. Verstehst du?«

»Natürlich. Ich denke auch weiter. Da ich John hier nicht sehe, wird er wahrscheinlich das Haus betreten haben.«

»Das stimmt.«

Bills Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. »Kannst du davon ausgehen, daß er noch lebt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber er hat dir seine Waffe gegeben. Himmel!« Bill schlug gegen seine Stirn. »Ist der denn lebensmüde?«

»John glaubte, ohne Pistole auszukommen.«

»Verdammt, sein Kreuz ist manipuliert worden, das weiß er doch, der Hirnie.«

»Vertraust du ihm nicht?«

»Kann ich das in einer solchen Situation?«

»Eigentlich nicht.«

»Eben.« Bill starrte die Hauswand an. »Wir müssen hinein, Jane. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Das weiß ich auch.«

Scharf fuhr der Reporter herum. »Und weshalb bist du nicht hineingegangen?«

»John wollte es nicht.«

»Klar, klar, bei dir nicht. Aber mir hat er nichts davon gesagt. Ich hole ihn da raus, wenn…«

»Vergiß das Hexentor nicht, Bill!«
»Davon sehe ich nichts.«
Jane gab ihm keine Antwort mehr. Statt dessen ging sie zwei, drei Schritte auf das Haus zu. Sie sprach gegen den Wind, der ihre geflüsterten Worte aufsaugte. Bill vernahm sie trotzdem. »Ich spüre das Tor bereits. Es wirft unsichtbar seine Schatten voraus. Es öffnet sich, jemand stößt es weit auf, er rüttelt an den Flügeln. Nein, nein, wir können es nicht mehr aufhalten. Jetzt nicht mehr!«
Als hätte sie schon zuviel gesagt, warf sie sich zurück. Dabei schleuderte sie ihre Arme in die Höhe und konnte sich gerade noch fangen, sonst wäre sie zu Boden gefallen.
Bill hatte keinen Blick mehr für sie, denn die Umgebung veränderte sich.
Zwar standen beide noch im Garten, aber sie hatten trotzdem das Gefühl, sich in einer anderen Welt und einer fremden Zeit zu befinden.
Weit aufgerissen, ähnlich wie der Rachen eines vorsintflutlichen Ungeheuers, öffnete sich der Eingang des Hexentors…

***

Auch Shao und Suko befanden sich auf dem Weg zu den beiden Conllys. Der Inspektor fuhr. Er lag flach auf seiner Maschine. Mit dem Helm auf dem Kopf sah er aus wie eine Gestalt aus fremden Dimensionen, die schattengleich durch Londons Straßen huschte und vom Dröhnen der Maschine begleitet wurde.
Shao hockte hinter ihrem Partner und klammerte sich an ihm fest. Sie hatte den Kopf schräg gelegt und gegen Sukos breiten Rücken gedrückt.
Ihr roter Helm saß wie ein großer, zu Eis erstarrter Blutstropfen auf dem Kopf.
Beide fuhren nm auf Verdacht ihrem Ziel entgegen. Aber wie oft hatte sich ein Verdacht bestätigt. Noch befanden sie sich diesseits der Themse, überholten jedoch alle Wagen und begingen einige Geschwindigkeitsübertretungen.
Vor einer Ampel stoppten sie.
Suko richtete sich auf. Er schob auch das Sichtvisier hoch. Die kühle Luft strich über seine Wangen. Er nahm bereits den Geruch des Wassers war. Vor ihnen funkelten die Bogenlichter einer Brücke, über die sie mußten, um den Londoner Süden zu erreichen.
Es war die Chelsea Bridge, die nicht so stark befahren wurde wie die bekannten Themse-Brücken in der City of London.
Endlich ging es weiter.
Suko legte einen Raketenstart hin. Die Harley schien dabei über den Asphalt zu fliegen, als hätte man ihr Flügel angeschweißt. Die Strecke kannte Suko im Schlaf. Zusammen mit einigen anderen Fahrzeugen

fuhr er sie. Auch ein Sportwagen befand sich darunter. Der Typ in dem Fahrzeug wollte natürlich mithalten und »prügelte« seinen Jaguar. Suko verzichtete auf ein Rennen und ließ ihm die Fahrt.

Minuten später hatten sie das Gebiet erreicht, wo die Conollys wohnten.

Die zahlreichen kleinen Seitenstraßen, die ein Wirrwarr zwischen den Häusern und großzügig angelegten Gärten bildeten. Manchmal kurvig, hin und Wieder auch gerade verlaufend, aber nie so lang, als daß Suko hätte länger beschleunigen können.

Von einem Augenblick zum anderen änderte sich alles. Was vor einer halben Sekunde noch normal gewesen war, die Dunkelheit, die Häuser, die Umgebung, das blieb zwar noch, aber in die Gebäude, die Gärten, die Straßen und Wege hinein stach eine breite Schneise.

Eine Straße.

Geschwungen wie ein Regenbogen, halbrund, grau und rötlich schimmernd. Letzteres aber nur dort, wo sie mündete, und das war vor einem gewaltigen Tor mit zwei himmelhohen Säulen, die es flankierten und an ihren oberen Seiten turmartig spitz zuliefen.

Ein Tor, in dem Feuer loderte und ein gewaltiges Gesicht erschien, das ein so großes Maul besaß, um die Breite des Tores ausfüllen zu können.

Suko und Shao waren geschockt. Damit hätten sie in ihren kühnsten Träumen nicht gerechnet, aber es kam noch schlimmer, denn als Suko abbremsen wollte, spürte er, daß andere Kräfte die Regie über seine Harley übernommen hatten.

Sie gehorchte ihm nicht mehr.

Dafür stieg sie höher, gelangte auf die gekrümmte Straße und wurde ebenso Wie die beiden Menschen - von einem gewaltigen Sog erfaßt, der alles auf das weit aufgerissene Maul zuriß…

***

Auch ich sah das Tor!

Ein gewaltiges Bauwerk, möglicherweise durch die Hand eines Dämons geschaffen.

Unheimlich, grau, gefährlich und dabei drohend wirkend. Von ihm gingen Kälte und Horror aus, die auch mich erfaßten, mir eine Gänsehaut über den Rücken trieben und mir gleichzeitig das Gefühl gaben, im Nichts zu schweben.

Vor mir stand das Hexentor!

Weit war es geöffnet. Flammen waren dahinter zu sehen. Dunkelrot, vermengt mit schwarzen, zuckenden Schatten, die, langen Figuren und Fingern gleich, in die Höhe glitten, als würde sich hinter dem offenen Tor der Eingang zur Hölle befinden, so wie er von den Menschen des Mittelalters stets beschrieben worden war.

War es tatsächlich die Hölle?

Obwohl die Große Mutter aus dem stammte, was man so bezeichnete, wollte ich daran nicht glauben. Für mich gab es die Hölle nicht als ein existierendes Gebiet. Sie war einfach anders, nicht faß- oder meßbar.

Sie befand sich überall, besaß keine Dimensionen, aber an verschiedenen Stellen manifestierte sie sich derart wie vor meinen Augen. Damit machte sie sich selbst den Menschen begreifbar.

Mir ebenfalls!

Die Flammen blieben, das Feuer gloste und zuckte, und auf dieses geheimnisvolle und gefährliche Tor lief eine Straße zu, die mit grauem Asphalt bedeckt war. Über ihn huschte der Widerschein des Feuers.

Ich war nicht allein.

Trotzdem kam ich mir so vor. Von den Hexendienerinnen sah ich nichts.

Sie waren in das Dunkel rechts und links neben mir eingetaucht. Aber ich hörte ihre Stimmen.

Als zischendes Säuseln erreichten sie meine Ohren. Sie formulierten die Worte zu Sätzen, die ich genau verstehen konnte, und die mir klarmachten, daß ich es eigentlich gewesen war, der für eine Öffnung des Tores gesorgt hatte.

Ich und mein Kreuz!

»Er hat es mitgebracht!« hörte ich die leise gesprochenen Worte. »Ja, er ist mit dem Kreuz gekommen.«

Eine andere hauchte: »Die Große Mutter wußte Bescheid. Sie hat es an sich gerissen, es gehorcht ihr. Sein Kreuz hat uns das Hexentor geöffnet.«

Ein schrilles, beinahe quietschendes Lachen der triumphalen Freude folgte diesen Worten, die mich zutiefst getroffen hatten, wobei ich keinesfalls an ihrem Wahrheitsgehalt zweifelte.

Ich trug die Schuld!

Ich allein!

Beide Satze hämmerte ich mir ein, sie taten mir innerlich weh. Ausgerechnet durch mein Kreuz hatte ich dem Bösen Tür und Tor geöffnet.

Ein Plan, den die Hölle und ihre Schergen von langer Hand vorbereitet haben mußten. Jetzt wurde mir auch klar, aus welch einem Grund Lilith das Kreuz damals manipuliert hatte. Sie wollte es noch benutzen.

Es waren Sekunden einer schlimmen, beinahe grausamen Wahrheit, die mich erfaßt hatten. Ich kam mir so unendlich klein vor, wie ein Rädchen in der gewaltigen Maschinerie einer großen Magie.

Das Tor bewegte sich nicht. Die beiden Türme, wer immer sie errichtet hatte, hatte sie wahrscheinlich für die Ewigkeit gebaut. Sie

hielten das Tor zusammen, schweißten das Böse fest, aber die Flammen, sosehr sie sich auch bewegten, zuckten und tanzten, waren noch längst nicht Lilith.

Wo steckte die Große Mutter?

In mir stieg der Drang hoch, mich bewegen zu wollen. Einfach hinlaufen, das Tor möglicherweise anzufassen, genau zu prüfen, ob es tatsächlich existierte oder nur eine Halluzination war.

Jemand las meine Gedanken.

Die Stimme erreichte mich aus einer für mich nicht feststellbaren Richtung. »Bleib nur da, John Sinclair. Bleib auf der Schwelle stehen und rühr dich nicht. Du kannst die Große Mutter nicht aufhalten, nein, das schaffst du nicht. Nie…«

Sie waren sich ihrer Sache sehr sicher. Der Plan hatte lange genug gebrodelt, um endlich in die Tat umgesetzt werden zu können. Vielleicht hätte ich mich mehr auf mein Kreuz konzentrieren sollen, aber es war mir einfach nicht die Zeit geblieben.

So mußte ich die Folgen tragen.

Und Lilith zeigte sich.

Bisher hatte sie sich zurückgehalten, aus welchen Gründen auch immer, nun kam sie aus dem Feuer, als wäre sie hinter den zuckenden Flammen neu geboren worden.

Nicht ein Phönix aus der Asche, sondern eine Gestalt aus dem kochenden, dennoch kalten Höllenfeuer.

Ich hatte sie einmal als widerliche, schleimige Masse erlebt. Ein Verband magisch aufgeladener Zellen, die das Böse transportierten und verbreiteten.

Nun zeigte sie sich menschlich.

Was hieß hier menschlich? Es war Gesicht, daß ich hinter den Flammen sah, als wäre es bewußt von einem dünnen Vorhang verborgen gewesen. Ein Gesicht, das dem Menschen angepaßt war und nicht mehr abstrakt wirkte, dafür so, daß man es begreifen konnte, was schließlich Sinn der Sache war.

Weit aufgerissen hatte sie ihr Maul. Die Unterlippe schloß mit dem Boden des Tores ab. Der Ausschnitt füllte sehr genau die Torbreite.

Ohren waren nicht zu sehen, dafür die Stirn, die Nase, die Augen, die eine stahlblaue Kälte besaßen.

Diese Kälte war es, die aus dem Tor hervorströmte und die mich an die Aura des ersten gefallenen Engels erinnerte - an Luzifer!

So hatte er ausgesehen, dieser Höllenherrscher, der absolute Held des Bösen, der über allem schwebte wie ein köpfendes Schwert. Von dem alles ausgegangen war, der Grauen und Schrecken über die Menschheit brachte, sie manipulierte, so daß keiner, der ihm diente, mehr aus seinem Bann freikam.

Luzifer und Lilith! Gab es ein schrecklicheres Paar? Nein, der eine

war ebenso schlimm wie die andere. Nur waren sie zwei verschiedene Wege gegangen. Luzifer hatte sich um das Allgemeine der bösartigen Magie gekümmert. Lilith war dazu ausersehen worden, die Frauen zu unterjochen, und man konnte sie auch als absolute Königin der Hexen bezeichnen oder als die Urmutter, wie sie von ihren Dienerinnen oft genannt wurde.

Hier herrschte sie. Lilith war von Luzifer vorgeschickt worden. Hexen dienten ihr. Vergessen konnte man Wikka und andere schwarzmagische Gestalten, die sich als Hexenführerinnen ausgaben. Im Endeffekt zählte nur die Große Mutter.

Ich hatte sie gerufen, man konnte mich als schuldig bezeichnen. Ich bekam ein schlechtes Gewissen, und ich wollte dafür Sorge tragen, daß sie auch wieder verschwand.

Mein Kreuz hatte mitgeholfen, sie aus den Tiefen der Verdammnis zu holen. Würde es sich auch wieder verscheuchen können?

Vorerst mußte ich den Plan auf Eis legen, denn andere Dinge nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Etwas jagte auf dieser gekrümmten Straße heran.

Es tauchte aus dem Finstern auf, war sehr schnell. Ich konnte zunächst nicht erkennen, um was es sich dabei handelte, bis meine Augen plötzlich groß wurden.

Das war einfach nicht zu fassen. Die Straße stellte die Verbindung zwischen der normalen Welt und dem Tor her. Das heißt, auf dem grauen Band lief alles so ab, wie es auch im Alltag der Fall war.

Sie wurde von Autos befahren, die aus der Tiefe erschienen, herankamen und größer wurden.

Normale Wagen mit Insassen. Die Gesichter konnte ich nicht erkennen, aber was mußten diese Menschen für einen Schrecken miterleben, wenn sie erkannten, wohin sie die Fahrt führte?

Wer konnte sie stoppen?

Ich kam dafür in Frage. Nur wie sollte ich es anstellen? Innerhalb einer kurzen Zeitspanne mußte ich mich entscheiden, wollte alles auf eine Karte setzen, als ich noch einmal auf das Band der Straße schaute.

Nicht nur Autos fuhren dort, auch zwei Menschen auf einem Motorrad, einer Harley. Es waren Shao und Suko!

Als wären sie von einem ungeheuer starken Sog erfaßt worden, rasten sie auf das Ziel zu. Vielleicht wehrten sie sich, aber die andere Kraft war stärker.

Zuerst riß es die Autos vom Untergrund weg. Als wären sie ein Spielzeug, so wurden sie von den anderen Kräften gepackt und in die Höhe gewuchtet.

Einige Wagen überschlugen sich dabei, Türen sprangen auf, Menschen rutschten aus den Wagen, aber sie fielen nicht auf das graue

Band, sondern überschlugen sich noch in der Luft, als würden nicht sichtbare Hände mit ihnen spielen.

Dabei jagten sie in eine bestimmte Richtung.

Als wäre das Hexentor ein gewaltiger Magnet, so holte es seine Opfer heran. Ich sah verzerrte Gesichter, wahrscheinlich schrien die Personen auch, doch kein Wort und kein Schrei drangen bis zu mir. Die Abläufe blieben für mich gespenstisch lautlos.

Niemand konnte sich wehren!

Das Hexentor stand einmal offen, es gab den Opfern keine Chance. Die Große Mutter nahm, sie gab nicht.

Auch Suko und Shao!

Noch waren die beiden die letzten in der Reihe aus Fahrzeugen und Menschen. Wenn ich jetzt angriff, hatte ich vielleicht noch eine Chance.

Ich schaute für einen Moment auf mein Kreuz, möglicherweise ein Fehler, diese Ablenkung reichte den fünf Hexendienerinnen.

Urplötzlich waren sie bei mir.

Sie kamen von allen Seiten auf mich zu. Schlugen, traten, schrien und bissen. Sie wollten mir die Kleidung aufkratzen, sie jaulten regelrecht auf, und das Gewicht dieser fünf Frauen drückte mich zu Boden.

Vor mir sah ich die verzerrten Züge der alten Ghislaine. Ich selbst lag auf dem Rücken, wurde festgehalten, sammelte trotzdem noch Kräfte, weil ich die verdammte Brut in einer wilden Attacke zur Seite schleudern wollte, als Ghislaine ihre Hand ausstreckte, um nach meinem Kreuz zu greifen.

Dabei sprach sie Worte, die mich tief trafen: »Das brauchst du nicht mehr, Geisterjäger…«

***

»Gibt es das?« hauchte Bill. Er schaute auf das gewaltige Tor, das sich aus einer anderen Dimension in die normale hineingeschoben hatte und dort stand wie eine uneinnahmbare Festung.

»Ich habe es geahnt, ich spürte es!« flüsterte Jane mit einer Stimme, aus der nicht zu hören war, ob die Frau nun lachte oder weinte. Jedenfalls waren es stockend und schluchzend gesprochene Worte. »Sie… sie ist da. Lilith, die Große Mutter!«

Bill fuhr herum. »Wo denn?«

»Hinter dem Feuer!« gab Jane leise zurück. »Sie lauert noch, sie will erst in unsere Welt hineinschauen, ob alles recht ist. Gleich, Bill, gleich zeigt sie sich.«

»Und dann?«

»Werden ihre Kräfte übergreifen.« Jane klammerte sich an den Reporter fest. »Himmel, ich habe schreckliche Angst, daß sie stärker

ist als alles andere.« Jane schüttelte den Kopf. »Das kann unsere Niederlage sein. Das Hexentor hätte sich nicht öffnen sollen. Aber John und sein Kreuz…«

»Was ist damit?«

»Ich fürchte, daß Lilith es dazu benutzt hat, um in Erscheinung zu treten. Es hat sich als Bumerang erwiesen.«

»Meinst du, daß John daran einen Teil der Schuld trägt?« Bills Stimme klang ungläubig.

»Ja, das meine ich. Zumindest indirekt.«

»Dann wird er es auch wissen.«

»Ich nehme es an.«

»O Gott.« Bill wischte über sein schweißnasses Gesicht. »Meine Güte, das ist zuviel…«

Beide sahen im nächsten Augenblick das Gesicht, wie es sich aus dem dünnen Flammenvorhang nach vorn drückte, so daß sich die Züge deutlich abmalen konnten.

Die Fratze des Bösen!

Auch dem Reporter kam der Vergleich mit Luzifer in den Sinn. Er strahlte ebenfalls diese furchtbare Kälte aus, die einen Menschen vernichten konnte. Eine Kälte, die schlimmer als eine Waffe war. Sie setzte sich im Körper des Menschen fest und übernahm die Kontrolle.

So unbeweglich wie das Tor füllte auch das Gesicht die Stelle zwischen den beiden Säulen aus. Nichts regte sich darin, nur die Flammen waren dünner geworden und bewegten sich hektisch vor dem Gesicht, das so menschlich aussah.

Deshalb konnte der Betrachter das Gefühl haben, Leben innerhalb des Gesichts zu sehen, doch es war nur die dünne Haut der Flammen, die über das Gesicht tanzte.

Im Zeitlupentempo hob Bill Conolly den rechten Arm. Er deutete nach links. Dort begann die graue, gekrümmte Straße im Nirgendwo, aber mit Ziel auf das Hexentor.

Wagen rasten herbei.

Die beiden konnten sehr wohl erkennen, daß die Fahrzeuge viel zu schnell fuhren.

Aber lag es an den Fahrern?

Wohl kaum, sie wurden manipuliert und gerieten in den magischen Kreis der Großen Mutter. Wie sonst hätten diese Fahrzeuge abheben und über dem grauen Band schweben können?

Torpedoartig schleuderte die Kraft der Großen Mutter sie in die Höhe.

Dabei kippten sie auch zu verschiedenen Seiten hin, so daß die Türen aufsprangen.

Menschen purzelten heraus, der Sog erfaßte sie und riß sie gnadenlos auf das Hexentor zu.

Bill stand auf dem Fleck und hatte beide Hände zu Fäusten geballt. Er wollte kaum glauben, was man ihm da zeigte, und er hörte sich selbst schreien, als er das Paar auf dem Motorrad entdeckte, das aus dem Hintergrund heranjagte.

Das mußten Shao und Suko sein!

Ja, sie fuhren die Harley. Bill sprach ihre Namen flüsternd aus, und Jane nickte, als sie die Worte hörte, also war sie ebenfalls davon überzeugt.

»Tut doch was!« schrie Bill. »Verdammt, so tut was! Ihr könnt doch nicht in diese Tor hineinfahren! Das geht nicht. Himmel, warum macht ihr so etwas?«

Auch wenn sie ihn gehört hätten, die andere Magie war einfach zu stark.

Sie riß das Paar auf der Harley mit, so wie sie es auch mit den anderen Fahrzeugen und deren Insassen machte.

Jane konnte nicht mehr hinschauen. Sie drehte sich um und vergrub ihr Gesicht in beide Hände.

Bill aber war bleich wie ein Leichentuch geworden.

***

Sie waren abgehoben - sie flogen!

Das konnte ein herrliches Gefühl sein, wenn man in einer Achterbahn saß oder sich in einem Segelflugzeug befand. Aber nicht auf einer magischen Ebene und mit Kräften konfrontiert, die nicht mehr kontrollierbar waren.

So erging es Shao und Suko.

Sie litten unter dem Druck, und ihre Angst steigerte sich von Sekunde zu Sekunde.

Dabei dachten beide jedoch auch daran, wie sie dieser furchtbaren Lage entkommen konnten.

Shao hatte die gleiche Idee gehabt wie Suko. Nur schrie sie die Chinesin gegen den rauschenden Wind. Sie hoffte, von Suko auch verstanden zu werden.

»Den Stab! Du mußt den Stab nehmen!«

Suko hatte trotz des rauschenden Windes und des Helms auf seinem Kopf die Worte verstanden.

Er lachte nur darüber. Klar, er hätte ihn nehmen können - aber wie sollte er das machen, während er mit beiden Händen den Lenker wie einen rettenden Strohhalm umklammert hielt?

Noch befanden sie sich in einer normalen Haltung über dem Boden. Sie flogen praktisch so weiter, wie sie auch gefahren waren, das aber konnte sich sehr schnell ändern, wie sie mit eigenen Augen bei den kippenden Wagen gesehen hatten.

Und es änderte sich.

Plötzlich bekamen sie den Stoß von der Seite. Es war ein harter, nahezu brutaler Schlag, der sie erwischte und den sie auch nicht mehr ausgleichen konnten.

Von links war der Hieb gekommen, nach rechts rutschten oder flogen sie weg.

Suko kam es schon wie ein kleines Wunder vor, daß es ihm gelang, sich trotz allem noch im Sattel zu halten. Dafür verlor Shao den Kontakt. Der plötzliche Druck war einfach zu stark. Sie schaffte es nicht mehr, sich am glatten Leder der Jacke festzuklammern. Ihre Hände glitten ab, sie verlor jeglichen Kontakt, die anderen Kräfte spielten mit ihr und rissen sie fort.

Plötzlich sah sie die Maschine neben sich, aber sie wurde schneller und überholte sie.

An den Arm- und Fußgelenken schienen sich Krallen festgesetzt zu haben, die sie vordrückten und gleichzeitig an ihr rissen, so daß sie dem Hexentor immer näher kam.

Nahe auch dem Gesicht…

An ihr vorbei wirbelten die anderen Körper. Sie geriet nahe an die mit ihr fliegenden und wirbelnden Wagen heran, so das sie nur mehr den Arm auszustrecken brauchte, um nach ihnen zu fassen.

Zwei Frauen und ein Mann schabten an ihr vorbei. Shao hörte die heiseren Schreie von Personen, auch sie wollte schreien, aber sie bekam keinen Laut hervor.

Der Sog war einfach zu stark und mächtig.

Und das Gesicht innerhalb des offenen Hexentores wuchs zu einer immensen Größe heran. Sie spürte bereits die Austrahlung. Das Grauen rann ihr entgegen, zusammen mit dem Sog und den kalten, brutalen Augen, die sie so grausam anblicken konnten.

Suko hatte sich inzwischen gedreht. Daß er noch immer auf der Maschine saß, wunderte ihn selbst. Er klammerte sich nach wie vor fest, mal sah er auf das graue Band, dann wieder auf das schreckliche Gesicht mit dem dünnen Vorhang aus Flammen davor.

Und seine Angst steigerte sich.

Er dachte an Shaos Worte, als sie von dem Stab gesprochen hatte, mit dem er die Zeit anhalten konnte.

Es war die letzte Chance, egal, was auch geschah, Suko wollte und mußte jetzt handeln.

Aber der Stab steckte in der Innentasche seiner Lederjacke. Um an ihn heranzukommen, mußte er den breiten Reißverschluß öffnen, in die Jacke hineinfassen, den. Stab hervorholen und erst bei Kontakt das entscheidende Wort rufen.

Suko fiel nicht von der Maschine, obwohl er sich nur mehr mit einer Hand festhielt. Es kam ihm so vor, als wollte die andere Kraft ihn bewußt auf der Harley halten.

Sukos Finger fanden den Reißverschluß-Haken und zogen ihn heftig nach unten.

Er hörte das Geräusch, es klang wie Musik, und im gleichen Moment drehte er sich wieder, berührte den hinteren Kotflügel eines neben ihm fliegenden Wagens, bekam einen Stoß, hielt sich eisern fest, saß und flog wieder normal, so daß er auf das Tor schauen konnte.

Der Anblick raubte ihm seine letzten Hoffnungen. Er kam zu dem Entschluß, den Stab nicht einzusetzen.

Das lag an Shao!

Sie hatte bereits einen zu großen Vorsprung bekommen und befand sich schon dicht vor dem Tor.

Einen Augenblick später verschwand sie zusammen mit zwei anderen Personen innerhalb des Flammenvorhangs und auch im Maul der Großen Mutter.

Sie wurde verschluckt!

»Shaoooo…!« Ein schriller, angstvoller und gequält klingender Schrei drang aus Sukos Mund. In diesem Ruf lagen seine gesamten Empfindungen. Vielleicht hätte er sich selbst noch retten können, so aber ließ er den Stab stecken.

Shao war verschwunden.

Für ihn hatte das Leben ohne sie keinen Sinn. Ob sie tot war oder lebte, das würde er feststellen, und so tat Suko überhaupt nichts. In keiner Weise stemmte er sich noch gegen den magischen Sog an, der ihn weiterriß und zusammen mit den anderen auf den Feuervorhang sowie das Maul zuschleuderte.

Der Rachen schluckte alles.

Auch Suko.

Zusammen mit seiner Maschine hatte er das Gefühl, in den Schlund der Hölle zu rasen…

***

Ghislaine griff nach meinem Kreuz!

Die Große Mutter hatte ihr die Angst vor diesem silbernen Talisman genommen. Jetzt wollte sie ihn stehlen, vielleicht als Trophäe zeigen und der Großen Mutter damit beweisen, wie mächtig sie im Endeffekt schon geworden war.

Das konnte ich nicht zulassen!

War mein Kreuz auch manipuliert, es hatte mir trotz allem immer wieder geholfen, denn die gesamte Macht über den Talisman konnte die Große Mutter nicht bekommen.

Und so schrie ich die Formel.

Das geschah in dem Augenblick, als Ghislaines Fingerspitzen das Metall berührten.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Wenn es diese alles entscheidende Formel nicht schaffte, mir zu helfen, war alles verloren.

Licht, gegen das die Sonne ein Schatten ist. Hell, grell, weiß und rein.

So strahlte es auf, hüllte uns ein, umtoste und umbrauste uns. Die Schreie der Hexen trafen meine Ohren. Ich schaute nach vorn, schloß dabei die Augen und sah trotzdem.

Das Licht jagte, einer explodierenden Kugel gleich, in das Hexentor und damit in das Gesicht hinein. Es folgte eine lautlose und gleichzeitig furchtbare Explosion, weil sie eben so zerstörend wirkte. Die Flammen, das Gesicht, das Tor und die Säulen waren nicht mehr zu sehen, aber auch die Menschen nicht, die sich zusammen mit ihren Fahrzeugen auf der Straße befunden hatten.

Vor mir lag wieder der Keller mit seinem Fackelschein, den kahlen Wänden und dem Geruch nach schmelzendem Pech.

Das Hexentor hatte ich wieder geschlossen. Im Endeffekt war mein Kreuz der Seite des Lichts doch stärker zugewendet gewesen. Aber hatte ich gewonnen oder gesiegt?

Das Wimmern drang an meine Ohren. Ich schaute nach rechts, dort stand die Statue der Großen Mutter. Sie wurde von einer Person umklammert, die ich als Ghislaine und Anführerin der Hexen kennengelernt hatte. Die Alte lag schräg auf ihr. Sie hatte ihr Gesicht gegen das der Statue gepreßt und bedeckte es mit Küssen.

Ein für mich nicht verständlicher und gleichzeitig auch widerlicher Anblick.

Tränen rannen aus den Augen der Frau, sie sprach Worte, die irr klangen, als sie küßte und streichelte.

Das Hexentor hatte sich gezeigt und war weit geöffnet worden. Der Plan hatte bis zu einem gewissen Grad funktioniert, aber der Fall war noch nicht erledigt.

Ghislaine konnte ich vergessen, sie beschäftigte sich mit sich selbst, auch die anderen Hexen hatten mich, als die Reaktion des Kreuzes einsetzte, losgelassen, nun aber war der Schock vorbei, und sie stellten fest, daß ihr Gegner noch immer lebte.

Sie bauten sich so auf, daß sie mir den Weg zur Tür versperrten. Zu viert sprachen sie mich an.

»Du wirst das letzte Opfer! Du darfst uns nicht entkommen, das haben wir uns geschworen!«

Um ihre Worte zu unterstreichen, griffen sie in die Falten ihrer Kutten und zogen die Messer.

Ich schaute auf die langen Klingen. Im Widerschein des Feuers wirkten sie so, als wären sie lebendig geworden. Die Farbe wechselte zwischen rot, gelb und schwarz.

»Gebt es auf!« flüsterte ich. »Es hat keinen Sinn. Ihr habt verloren. Die Große Mutter hat sich von euch zurückgezogen. Sie liebt keine

Versager!«

»Nein, sie kommt wieder!« Eine blonde, gut aussehende junge Frau hatte sich zur Sprecherin der Gruppe gemacht. Sie griff auch als erste an.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit einem hastigen Sprung zurück hinter die Statue der Großen Mutter zu retten…

***

»Es ist weg! Bill, das Tor ist verschwunden!« Jane rief es mit sich fast überschlagender Stimme.

Der Reporter nickte. Auch er hatte gesehen, wie praktisch von einem Augenblick zum anderen nichts mehr von dem Gesicht und dem Tor zu sehen war. Gleichzeitig geschah noch etwas anderes.

Zwar nicht innerhalb des Gartens oder des alten Hauses, aber doch außerhalb des Grundstücks flammten wieder die Lichter auf. Der Strom kehrte zurück, die Magie hatte die Umgebung verlassen.

»War es das?« fragte Jane. Sie bewegte ihre Augendeckel und wirkte so, als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht.

Bill schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, meine Liebe. Wir haben noch etwas vor uns.« Ohne sich näher zu erklären, rannte er auf das Haus zu.

Dort vermutete er die Quelle, und genau da wollte er den Hebel ansetzen…

***

Obwohl Ghislaine ihnen keine Befehle mehr gab, hatten sie sich vorgenommen, mich zu töten.

Die Blonde kam zuerst. Sie besaß zwar ein Messer mit gefährlicher, zweischneidiger Klinge, aber mit diesen Dingern mußte man auch umgehen können.

Das klappte bei ihr nicht so gut.

Als sie neben mir stand und zustach, wich ich mit einem tänzelnden Schritt zurück, so daß die Klinge fehlte und gegen die Statue der Großen Mutter schrammte, daran noch entlangfuhr und ein anderes Ziel traf: Ghislaines Unterarm.

Die Frau brüllte auf, ich sah meine Chance, hebelte zunächst die Handkante in den Nacken der Blonden, sah sie zusammenbrechen und sprang über sie hinweg.

Ich wollte lebend aus dem Keller kommen. Vielleicht konnte ich auch den Klingen ausweichen.

Die drei Furien dachten, daß ich mich auf sie stürzen wollte, das allerdings tat ich nicht. Ich sprang gegen die rechte Seitenwand des Verlieses, wo eine Fackel in der Halterung steckte.

Mit einem Griff hatte ich die Fackel in der Hand, und ich zögerte keine Sekunde. Als sich zwei Frauen auf mich stürzten, schlug ich zu.

Mit der brennenden Fackel drosch ich gegen ihre Arme. Es waren harte Treffer, Funken sprühten auf und zogen dabei glühende Bahnen, die dem Boden entgegentrieben.

Der Treffer brachte sie aus dem Konzept. Sie öffneten mir eine Gasse, zudem fing der Stoff ihrer Kutten an zu qualmen, und mit der Fackel in der Hand bahnte ich mir meinen Weg.

Die dritte stand so steif, als wäre sie mit dem Boden verwachsen. Das hatte seinen Grund. Hinter ihr wuchs der Umriß eines Mannes in die Höhe, der eine Waffe in der Hand hielt und der Frau die Mündung gegen den Hals preßte.

Es war Bill Conolly. »Alles unter Kontrolle, John! Du brauchst nicht mehr zu schlagen. Die Sache ist gelaufen.«

Das sahen auch die Frauen ein. Es dauerte nicht mal eine Minute, bis wir sie zusammengetrieben hatten und durch den Kellergang führten. Ich hatte die Klingen eingesammelt und kam mir vor wie ein lebendes Arsenal.

Jane Collins erwartete uns vor dem Haus. Sie lachte, als sie erkannte, daß es uns gut ging.

Eigentlich ging es allen nicht schlecht, bis auf Ghislaine. Sie brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin, wahrscheinlich hatte sie wohl den Verstand verloren.

Freude konnte bei uns kaum aufkommen. Auch Janes Lachen hatte gekünstelt geklungen.

Bill sprach es schließlich aus. »Ich glaube, wir haben alle das Tor gesehen und auch die Straße, nicht?«

Ich nickte.

»Haben Suko und Shao noch eine Chance?« erkundigte sich Jane mit leiser Stimme.

Ich hob die Schultern. »Egal wie!« flüsterte ich gegen den Nachtwind.

»Wir werden jedenfalls alles tun, um sie aus dieser Hölle herauszuholen. Ob tot oder lebendig…«

ENDE des ersten Teils